H. misc.
18.2

H. misc.
18.2

ok

H. mid.

180

(Lecture)

902

<366135985700 11

<366135985700 11

Bayer. Staatsbibliothek

Rom. v. Wangenheim 1808 unter dem Freiherrn Victor
Unterschrift Hüpeden den Mittelalter pp von Bauer. —
1 f. 12 β.

Das

Mittelalter und die Ritterzeiten,

nicht wie

sie seyn konnten, sondern wie sie waren.

Fragmente

zur

nähern Kenntniß jener Zeiten.

Auf Kosten des Verfassers.

Leipzig, 1800.

In Kommission bei Georg August Grieshammer.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Vorerinnerung.

Ich kann meinen Freunden und dem Publikum dieses Buch nicht übergeben, ohne sie durch eine Vorerinnerung mit dem Zweck und der Veranlassung desselben bekannt zu machen, und denen, welche es der öffentlichen Beurtheilung würdigen, den Gesichtspunkt anzugeben, aus welchem es gerecht beurtheilt werden kann.

Als die ersten Versuche im Fache der Ritterromane erschienen, glaubte gewiß niemand, daß der Geschmack daran so allgemein, das Heer derselben so zahlreich werden würde. Ich erinnre mich, daß ich bei Lesung des ersten Romans dieser Art, der mir zufälliger Weise in die Hände fiel, und doch noch unter die besten seiner Art gehörte, einen gewissen Widerwillen, eine Unbehaglichkeit an der sonderbaren Form, den halb neuen, halb alten Styl empfand, und der Meinung war, dergleichen Bücher würden kein sonderliches Glück machen. Eben diese Meinung wurde auch in mehrern Recensionen geäußert und zugleich die Verwirrung erwähnt, welche diese Behandlung der wahren Geschichte für die mittlere Geschichte besonders bei jungen Studierenden anrichten könnte und müßte.

Aber man hatte sich im ersten Stücke dieses Urtheils geirrt. Der ritterschaftliche Theil unsrer Schriftsteller verfertigte in wenigen Jahren eine solche Menge Stücke, das Publikum gewann ihnen so viel Geschmack ab, daß beide höchst zufrieden mit einander seyn konnten. Die Sucht, Ritterromane zu lesen, ward allgemein. Man fand diese Produkte deutscher Industrie an Höfen, in großen und kleinen Städten, im ersten und letzten Stockwerk und unter dem Dache, im Putzzimmer, in der Küche, in Kramläden und Buden. Neben dem Großvaterstuhle des alten Herrn auf seinem Rittersitze, auf dem Putztische der gnädigen Frau, auf den bestaubten Akten des Richters, unter den schmalen Zetteln der Söhne Aesculaps und sogar neben der Konkordanz ruheten die großen Thaten unsrer mannhaf-

ten !Vorfahren in gefälliger Form mit schönen Kupfern und Vignetten, deren einige gleich beim ersten Anblick zeigten, daß die vorigen Menschen von den gegenwärtigen sehr verschieden gewesen seyn müssen.

Es trugen allerdings mehrere Ursachen zur allgemeinen Verbreitung dieser Lektüre bei. Die Periode der siegwartischen Schwachheit war nicht gar lange vorüber und aso sehr begreiflich, daß man die abgespannten Nerven durch ein heroisches Mittel zu heben suchte, welches die große Kraft der Ritterromane schon zu thun im Stande war. Sofern sie also einen moralischen Schnupfen zu heilen mitwirkten, sind sie wohl etwas werth! — Dazu kommt auch die immer mehr zunehmende Einförmigkeit des gewöhnlichen gesellschaftlichen Umganges, welche aus der

allzugroßen Nachgiebigkeit gegen das konventionelle entsteht und zum Theil auch wohl im Körper liegt. Denn je mehr jeder einzelne sich in die Uniform des Konventionellen kleidet, je unmerklicher die Unterscheidungen der Charaktere werden, je ängstlicher jeder die Aeußerungen seiner Individualität zurückhält, desto langweiliger muß der gesellschaftliche Umgang werden, der doch seinen Hauptreiz der sichtbaren Verschiedenheit der Charaktere verdankt. Versteht sich, daß alles sein Maas und Gränzen hat. Der täglich zunehmende Zwang, der eigentlich den meisten zur Last fällt, indem sie glauben, er sey nothwendig, wirkte zuverläßig mit, daß man gern und mit vollem Herzen seine Zuflucht zu einer Unterhaltung nahm, wo man die Menschen kräftig, frei, zwanglos und ihrem Charakter gemäs handeln sah.

Und diese handelnden Personen waren unsere Vorfahren, der Schauplatz ihrer Thaten unser Vaterland! was Wunder, wenn die vermeinte Stimme des Bluts und die Liebe zum Vaterlande dieser Lektüre einen eignen Reiz verlieh. — Auch die Gabe einer hinreissenden Darstellung, welche einigen Schriftstellern in dieser Gattung, z. E. Veit Weber ꝛc. nicht abgesprochen werden darf, ist unter die Ursachen der Verbreitung dieses Geschmacks zu zählen. Denn so sehr auch die meisten Ritterromanschreiber von den seltnen Gaben, welche zu einer zweckmäßigen Darstellung historischer Thatsachen erfordert werden, entblößt seyn mögen, so konnten doch selbst die strengsten Recensenten einer Auswahl ihren Beifall nicht versagen, und diesen sind jene lebenslänglichen Dank schuldig.

Wie viel endlich der Abstand unsrer Generation von der vorigen, ein mächtiger Trieb, der nie befriedigt wird, die immer zunehmende Weichlichkeit, Liebe zu unthätiger Unterhaltung, und andere Umstände dieser Lektüre Vorschub gethan, will ich nicht weiter untersuchen. Die Sache ist begreiflich, aber darum doch nicht heilsam. Denn unsre Ruhe, unsre Zufriedenheit im häuslichen und bürgerlichen Leben hängt nicht sowohl von dem ab, was wir besitzen und genießen, sondern mehr davon, wie wir die Dinge ansehen, ob unsre Nerven mehr oder weniger gereizt sind, ob wir mehr oder weniger Bedürfnisse haben, in welchem Verhältniß unsre Einbildungen und Wünsche mit unsrer wirklichen Lage stehen. Die Erfahrung aller Menschen und Zeiten spricht dafür. Man kann mit wenigen zufrieden und glücklich

seyn, wenn man dem, was man besitzt, Werth beilegt, keine besondern Bedürfnisse hat und nichts bessers kennt, und im höchsten Grade unglücklich, wenn man hochgespannte Erwartungen, weit aussehende Wünsche, heftige Neigungen, ein hohes Ideal von Glück und Genuß mit sich umherträgt und damit seine wirkliche davon weit abstehende Lage vergleicht. Der Grönländer befindet sich auf der höchsten Stufe seines Glücks, wenn er Seehunde genug hat und bei jeder Gelegenheit ein Stück rohes Fett genießen kann, er bevölkert sogar sein Paradies mit diesen unschätzbaren Thieren, während der düstre Britte sich im höchsten Genuß der ausgesuchtesten Sinnenreize eine Kugel durch den Kopf jagt.

Diese allgemeinen Bemerkungen lassen sich auch auf das Bücherlesen anwenden.

(Denn daß Lektüre auf die Ruhe und das Glück unzähliger Menschen in unsern Tagen einen mächtigen Einfluß habe, wird endlich kein vernünftiger läugnen.) Alte Lektüre, welche die Phantasie auf Kosten der Wahrheit und des Verstands beschäftigt, schlafende Begierden weckt, schwache verstärkt, und unbekannte Bedürfnisse kennen lehrt, Ideale des Genusses und der Glückseligkeit aufstellt, welche weder nach der Beschaffenheit unsers Wesens, noch der Menschen und der Dinge außer uns erreicht werden können, ist schädlich für jeden; am meisten aber für ungebildete, schwache, hitzige, des denkens unfähige Menschen, für junge Leute, welche sich und die Welt noch nicht kennen. Eine solche Lektüre stiftet unübersehliches Unglück in häuslichen und bürgerlichen Verhältnissen.

Und zu dieser Art von Lektüre rechne ich den größten Theil der Romane überhaupt, besonders aber die Ritterromane. Die Helden und Heldinnen derselben sind nicht schlichte brave Menschen, wie sie unter dem Monde umherzuwandeln pflegen, sondern wahre Halbgötter, die das höchste Maas körperlicher Kraft und Geschicklichkeit, die strengste Redlichkeit mit Klugheit verbunden, Heldenmuth, Zärtlichkeit, unwandelbare Liebe und Treue, Gleichgültigkeit gegen Gefahr, Martern und Tod besitzen und — was auch etwas thut — außerordentlich schön sind. — Alles ist in Thätigkeit. Die Begebenheiten häufen, verwickeln sich, werden durch einen Zauberschlag in die schönste Harmonie gebracht, und zur großen Zufriedenheit der geängstigten Leser geendigt. Der Schauplatz bietet immer Abwechselungen dar,

und die handelnden Personen reden die Sprache der Kraft.

Ists dann ein Wunder, wenn man, an diese Unterhaltung gewöhnt, die bürgerlichen Verhältnisse, wo alles ganz anders ist, wo die auf- und untergehende Sonne den Dingen Zeit läßt, sich zu entwickeln, wo die Menschen ganz gewöhnlich denken und handeln, wo der einzelne gar keine bedeutende Figur macht, unausstehlich langweilig findet? Soll dem wohl zu Muthe seyn, der vor ein paar Stunden mit Kaisern und Königen, Rittern und holden Frauen im Geiste zu Tafel saß, die prächtigen Humpen, schäumend vom feurigen Wein, mit Wohlgefallen betrachtete, und nun sich an seinem spärlich besetzten Tische niederlassen, und ein geschmackloses Glas Wasser oder dünnes Bier genießen muß? — Wie wird dem

jungen überspannten Mann sein häusliches Weib behagen, die keine weitern Schicksale hatte, als daß sie aus dem väterlichen Hause in das seinige versetzt wurde, nicht viel weiter denkt, als auf ihre Haushaltung, und ihn liebt, ohne jemals in Entzückung zu gerathen, wenn er sie mit jenen holden Frauen vergleicht, welche vor der Ehe oft erbärmliche Schicksale haben, und ihren Ritter gar nicht ohne Ekstase ansehen können. In welchem Lichte muß der eheliche Handwerker seinem Weibe und Töchtern, die sich bisher in so vornehmer Gesellschaft befanden, erscheinen, wenn er in seinem Arbeitskleide die Empfindungen seiner ehelichen und väterlichen Zärtlichkeit an den Tag legen will? — Welch ein trauriger Selbstbetrug, wenn Personen, die einander liebten, im ersten Feuer der Jugend einander die Eigenschaften andichteten, die sie an

ihren Helden und Heldinnen bewunderten, und nach geschloßner Ehe finden, daß eins in dem andern nur einen gewöhnlichen Menschen geheirathet hat. Wie leicht der Weg zur steten Unzufriedenheit oder zu Ausschweifungen!

Nein! es ist kein Wunder, wenn der gewöhnliche Romanleser an sein Ideal glauben lernt. (Denn was man wünscht und was einem immer gesagt wird, lernt man endlich glauben.) Es ist kein Wunder, wenn ihm seine alltäglichen Geschäfte anekeln, wenn er gegen seine Gattin gleichgültig wird, wenn ihn der Umgang mit seinen Bekannten langweilig vorkommt, und seine ganze Lage ihm steten Verdruß verursacht. Es wäre ein Wunder, wenn es nicht geschähe. Es geschieht, ob man gleich, wie gewöhnlich, die Quelle seiner Unlust in etwas ganz anderm sucht, als wirklich ist, d. h. in Menschen und Dingen

außer uns, nicht in unsrer veränderten Art zu sehen und zu empfinden.

Frage sich doch hierbei jeder, obs wohl vernünftig sei, einer angenehmen Unterhaltung seine übrige Zufriedenheit aufzuopfern? einige Stunden in üppigen Genuß zu verschwelgen, um sich auf Jahre, vielleicht aufs ganze Leben mißmuthig zu machen? Diese Gründe bewogen mehrere rechtliche Männer, besonders Recensenten, die rasende Sucht öffentlich zu misbilligen, zum Theil auch unter die Geissel der Satyre zu nehmen; aber es hat leider, wie mancher gute Rath, nichts gefruchtet. Denn das Lesen ist für eine große Anzahl Menschen so sehr zum Bedürfniß geworden, füllt eine so beträchtliche und lästige Lücke in ihrem Leben aus, daß Vorstellungen, Warnungen, Gründe und Rügen nichts fruchten. Es ist also

wie es scheint, vor der Hand nichts weiter zu thun, als das gewohnte Bedürfniß durch etwas anders zu stillen, dem Lesetriebe eine andre Richtung zu geben, und nach und nach die allzuhochgespannte Empfindung wieder herabzustimmen. Dieses kann, wie mich dünkt, nicht besser geschehen, als durch Erzählungen, gerade aus den Zeiten, in denen die Phantasie der Leser bis jetzt umherschweifte, und sich so wohl befand. Denn jene Zeiten sind allerdings reich an wichtigen und interessanten Begebenheiten; edle und niederträchtige, sanfte und wilde Menschen zeigen sich da in der grellsten Individualität ihres Charakters; aus den ungleichartigsten Völkerstämmen bildet sich eine neue Menschenmasse unter den Gesetzen des Christenthums, die europäischen Länder scheiden sich in bestimmte Gränzen.

Es ist das Zeitalter der größten körperlichen Stärke und Gewandheit, der feurigsten Liebe, der bewundernswürdigsten Standhaftigkeit, des unerschrockendsten Heldenmuths, des blindesten Gehorsams, des höchsten geistigen Unsinnes, der ausgesuchtesten Grausamkeit.

In dieser Rücksicht wäre es allerdings sehr zweckmäßig gewesen, wenn unter der großen Zahl der Schriftsteller diejenigen, welche in der Nähe großer Bibliotheken wohnen, und der alten Sprache kundig sind, sich bemüht hätten, das interessanteste aus der mittlern Geschichte, lesbar und interessant behandelt, dem Publikum hätten vorlegen wollen. Sie würden, sofern es ihnen um Gewinn zu thun war, wirklich oft in kürzrer Zeit etwas beßres geliefert haben. Denn wie viel Arbeit mags nicht jeden gekostet haben,

alles aus sich selbst herauszuspinnen, und die zurückgelaßnen Spuren ihrer mehrmaligen Anwesenheit einigermaaßen wieder zuzudecken. Sie hätten sich hauptsächlich durch eine der Wahrheit gemäße Darstellung geschehener Dinge das wichtige Verdienst erworben, die Lesewelt unvermerkt aus dem schädlichen Reiche der Dichtkunst in das wohlthätige Reich der Wahrheit zurückzuführen, und ihnen zu zeigen, daß unsre Zeiten, bei allen ihren Mängeln, tausendmal besser sind, als jene barbarischen Zeiten, wo höchstens der freie Edelmann, und auch der nicht allemal, ein erträgliches Leben führte; wo jedes andern Leben und Eigenthum in der Willkühr des gewaltthätigen Schurken stand. Dann würde man haben glauben lernen, daß alle Fehler unsrer Zeiten sich auch in jenen wiederfinden, und daß jene viele

wichtige Vorzüge entbehrten, deren wir uns erfreuen, und dadurch wäre man mit seiner Lage zufriedner geworden. — Anstatt ihre Romane mit dem gewöhnlichen Terminus technicus anzufangen: In jenen glücklichen Tagen, hätten sie gewiß im Tone des warnenden Ernstes gesagt: „Leser und Leserinnen, die ihr bis jetzt gewohnt waret, auf den Flügeln eurer exaltirten Phantasie in jenen Zeiten umherzuschweifen, ihr kennt sie nicht diese unglückseligen Zeiten. Damals waren eure Väter leibeigen, eure Mütter und Töchter Sclavinnen harter Männer und Väter; damals schützten die Gesetze Leben und Eigenthum des stillen Bürgers nicht hinlänglich; sein Haus und Hof stand jedem barbarischen Feinde offen; die Heerden des Landmanns wurden weggeführt, seine Saaten zertreten; seine Aehrenfelder weggesengt.

Pest und Hunger, die Folgen barbarischer Kriege waren gewöhnliche Dinge. Damals wurde die Inquisition errichtet, die jeden vernünftigen Gedanken im Gefängniß oder im Rauch des Scheiderhaufens erstickte. Schrecklicher Aberglaube quälte die Seelen der schwachen Menschen mit steter Furcht! Luft, Wasser, Feuer, die Höhlen der Erde, und die Schatten der Nacht waren mit bösen Geistern bevölkert. Eheliche Liebe und Treue waren nicht viel gewöhnlicher als jetzt; Schändungen und Nothzucht desto häufiger. Mishandlungen, Meineide, Meuchelmord und Straßenraub gewöhnliche Erscheinungen.

Da indessen niemand diesen Gedanken ausführte, so hatte ich schon vor einigen Jahren den Entschluß gefaßt, nach und nach das interessantste aus den Schriftstellern des mittlern Zeitalters aus-

zuheben, und zur Unterhaltung mitzutheilen. Allein meine damals ungewisse Lage und die bald erfolgte Entfernung von zwei großen Bibliotheken, die zu meinem Zwekke nothwendig waren, machte, daß ich dieses Project aufgeben mußte. Ich kam zwar bald wieder in die Nähe jener Bibliotheken, aber Krankheit, häusliche Sorgen und andre Umstände, besonders aber die Schwierigkeit die nöthigen Bücher zu erhalten, zwangen mich aufs neue, auf meine mir so liebe Idee Verzicht zu leisten. Endlich gelang es mir durch die Güte eines edlen Mannes mit Büchern unterstützt zu werden, und ich statte demselben hierdurch meinen verbindlichsten Dank ab. — Ich fieng mein Geschäfte mit der Lust an, mit welcher man ein Lieblingsgeschäfte treibt, und sammelte eine Anzahl Materialien zu einem größern Werke, wel-

ches das beste und interessantste aus der mittlern Geschichte zur Unterhaltung enthalten sollte. Aber in wenig Monaten erlitt ich eine Reihe Unfälle, die mir ein ganzes Jahr meiner ohnehin kärglich zugemeßnen Einkünfte raubten, und mich mehrere Wochen lang zu aller Geistesarbeit unfähig machten. Man würde sich wundern, daß eine einzige Familie in einigen Jahren so viele trübe Tage erleben kann, wenn ich Neigung fühlte, das Publikum mit der Aufzählung derselben zu behelligen. — Nachdem die erste Traurigkeit ein wenig gemildert war, mußte ich auf ein Mittel denken, mir und den Meinigen einige Erleichterung zu verschaffen, und fand es in der Herausgabe der wenigen Materialien, die ich zu sammeln angefangen hatte, und die ich jezt dem Publikum übergebe. Mein Wunsch ist, daß die Fragmente — denn

etwas anders sind sie nicht — ihren Zweck zu unterhalten nicht verfehlen mögen, ob ich gleich überzeugt bin, daß nur eine günstigere Lage, ein fortgesetztes Studium, und ein heitrer Geist sie zu dem machen konnte, was sie seyn sollten. Denn man sieht einer solchen Arbeit das Mühsame nicht an, wenn man nicht wenigstens etliche Seiten in den Schriftstellern der mittlern Zeiten gelesen, und Materie und Form ihrer Bücher kennen gelernt hat. Ich kenne die Fehler meines Buchs sehr gut; aber wer kann es dem Gatten und Vater verdenken, wenn er den Weg wählt sich zu retten, der ihm als Gelehrten und Prediger allein übrig bleibt? Ich bin überzeugt, daß mein Buch, so unvollkommen es ist, sich unter diesen Umständen seiner Existenz nicht zu schämen hat. Und mit diesem freimüthigen Geständniß über-

gebe ich es denen, die es einer öffentli-
chen Beurtheilung würdigen werden.

Meinen Freunden, meinen braven Amtsbrüdern, die sich, was ich von ihrem guten Herzen erwartete, mit Wärme für die Erscheinung dieses Büchelchens interessirt haben, statte ich hierdurch meinen verbindlichsten Dank ab, so wie allen, welche mich durch Pränumeration unterstützten. Ich wünschte freilich ihnen etwas beßres für ihre Liebe gegeben zu haben; aber ich gebe es mit gutem Herzen. Den Herrn Rath Becker in Gotha, der, mir fremd, an meinem Schicksal nicht nur mit Freundes Herzen Theil nahm, sondern auch die Herausgabe des Buchs auf alle Weise beförderte, ehrt Deutschland längst schon als einen seiner verdientesten Männer, und ich als den edelsten Mann, dessen Schuldner ich bleiben muß. — Und nun noch eine Bitte.

Ich wünschte allerdings bald in eine günstigere Lage versetzt zu werden. So lange dieses indessen nicht geschieht, und ich genöthigt bin, durch Nebenarbeiten meine kärgliche Einnahme zu verbessern, würde ichs für eine besondre Güte ansehen, wenn man mich, aus denen mir nahen Bibliotheken, von Zeit zu Zeit mit den nöthigen Büchern unterstützen wollte; besonders würde ichs mit lebhaften Dank erkennen, wenn man mir aus einer öffentlichen oder Privatbibliothek die Memoires de l'academie des Inscriptions auf einige Zeit zukommen ließe.

G. G. bei Leipzig,
im Januar 1800.

J. C. A. B—r.

Inhalt.

I. Anleitung, wie man seinen Wohlthaten allen Werth benehmen kann, vom Pabst Clemens V. . . . . Seite 1.

II. Fragment über Spiele im Mittelalter, — 8.

III. Uiber das Narren- und Eselsfest, die schwarze Procession, das Bouteilleubegräbnis und die Narrenmutter, . . — 19.

IV. Grausamkeiten, männliche und weibliche, ... — 38.

V. Der letzte Abt im Leben des Pabsts Johann XII. . . . . — 57.

VI. Schattenrisse einiger Bischöffe, nebst einer Anekdote für Kanzelredner, . — 74.

VII. Stolz, ... — 81.

VIII. Schilderung der Soldaten im vierzehnten Jahrhundert, ... — 84.

IX. Uiber Treue und Glauben im Mittelalter, nebst Anleitung, sein Wort nicht zu brechen ohne es zu halten, . . . S. 87.

X. Ein sehr ernsthafter Krieg zwischen Nonnen und Bischöffen, in welchem die letztern gänzlich geschlagen werden, ... — 96.

XI. Ein paar Gesandtschaften mit seltsamen Cerimonien, ... — 112.

XII. Die doppelte Belagerung von Antiochien im Jahr 1096. . . . . — 120.

XIII. Ein bewaffneter Brautaufzug und Beweis, daß es manchmal nicht gut sey, zu viel Zeit auf den Putz zu wenden, ... — 177.

XIV. Beitrag zum Prinzenunterricht zu Karls des Großen Zeiten, ... — 182.

XV. Briefstyl zu Karls des Großen Zeiten, — 196.

XVI. Schlußanekdoten, ... — 199.

I.

Anleitung, wie man seinen Wohlthaten allen Werth benehmen kann, vom Pabst Clemens V. aus Lucas d'Acheri Spicileg. T. II. edit. Par. in fol.

Clemens der Knecht aller Knechte Gottes seinem in Christo geliebten Sohne dem erlauchten Könige Carl (II.) von Sicilien Gruß und Apostolischen Seegen.*) Wie bekannt muß der Vater

*) In den Briefen, welche die römischen Päbste an weltliche Herren schrieben, setzten sie sich zuerst, und die regierenden Herren thaten das Gegentheil, das heißt, sie setzten sich zuletzt. Ich habe mit Fleis die Manieren jener Zeit und die Ausdrücke nicht modernisirt, sogar das Du nicht in Sie oder Ew. oder Hochdieselben verwandelt, weil es mir vernünftiger scheint, die Personen reden zu lassen, wie sie geredet und gedacht haben; wir denken uns ja den ganzen Menschen jener Zeit, in Kleidung, Ausdruck und Sitten seinen Zeiten gemäs.

seinem Kinde Rath geben, der Christ die Last seines Nächsten tragen helfen und nur der erfüllt das Gebot Gottes, der die Ketten des andern liebreich lößt. Diese Wahrheit wende ich auf dich mit desto größerm Rechte an, da du nicht nur wie alle Christen sondern eigenthümlich als König von Sicilien welches du von der Kirche zu Lehn trägst unser geliebter Sohn und uns unterworfen bist; und wir dich als der oberste Hirte wie unser edelstes Schaaf betrachten. Dieses dreifache Verhältnis dringt uns denn an dir etwas besonders zu thun, dir einen Beweis unsers beispiellosen Wohlwollens der erstaunlichsten Freigebigkeit der Kirche geben, kurz dir in deinen Nöthen zu helfen.

Du hast nemlich neulich in unsrer und unsrer Collegen Gegenwart durch deine Gesandten vorstellen lassen, wie du seit Anfange der Sicilianischen Unruhen bis hieher der römischen Kirche ohngefehr 6360 Unzen Goldes schuldig geworden, aber nicht im Stande seiest diese Summe wieder zu bezahlen und deswegen um Erlaß derselben bittest. Wir an unserm Theile, die wir, wiewohl zu unserm großen Leidwesen wissen, welche wiederholte Unfälle du und die Deinigen ausgestanden, und wie durch Kriege, Brand und Verwüstung deine Schätze aufgerieben worden, fühlen mit deinem Zustande herzliches Mitleid. Könnten wir auch wohl den Namen eines Vaters führen, wenn wir uns deiner nicht erbar-

men wollten? wären wir nicht der grausamste Herr, wenn wir unsern Vasallen hülflos lassen, nicht ein gefühlloser Hirt, wenn wir dich herrliches Schaaf nicht auf eine fette Weide führen wollten. Nein Nein du sollst von deinem Herrn*) nicht leer ausgehen, sollst vom römischen Pabst nicht sagen können, daß er dich nicht erhöret dir nicht zur angenehmen Zeit geholfen habe. Elisa schafte ja jener Wittwe nicht nur Geld daß sie ihre Schuldner befriedigen, sondern noch überdies genug, daß sie leben konnte, und die Kirche hat ihr Geld nicht blos für ihre Kasten, sondern für Hülfsbedürftige und Unglückliche. Wie viel klüger handelt also nicht die Kirche als die Juden welche das Gold des reichen Tempels blos zum Ansehen und Verschließen aufhuben und dafür billig vom Assyrischen Könige ausgeplündert wurden. Sagt nicht jenes Gleichnis daß der Hausherr seinen Knechten ihre Schulden erlassen habe, dieweil sie ihn baten?

---

*) Man bemerke die öftere Wiederholung des Worts Herr, welches nicht ohne Absicht so oft gebraucht wird, indem die Päbste damals, es koste, was es wolle, sich zu Lehnsherren des Sicilianischen Königreichs machen wollten. Ihre hartnäckigen Bemühungen findet man sehr genau geschildert in Giamnore bürgerliche Geschichte von Italien, T. II. — Man findet da zugleich die kräftigen Hindernisse, welche Manfred mehrere Jahre hindurch den Päbsten entgegensetzte.

Hast du aber mehr als iene? da du von einer ungeheuern Schuldenlast gedrükt wirst und kaum noch nothdürftig und anständig zu leben hast. Sage nicht du habest der Kirche bewegliche Güter anzubieten! du müßtest dann selbst arm und bloß umher irren. — — — —

Nein geliebter Sohn, wir bedenken bestens, daß wir Menschen daß wir Priester sind, daß es Pflicht sei unsre väterlichen Armen nach dir auszustrecken und süß, Schulden zu erlassen. Diese Betrachtungen, besonders aber der Gehorsam den dein Vater stets gegen die Kirche bewiesen, dringt uns dir geliebter Sohn, erlauchter Vasall, süßes Schaaf unsrer Weide deine Lasten zu erleichtern, dir zu helfen, und wir haben daher mit Beistimmung unsers Collegii aus bloßer Barmherzigkeit und ohne alle weitere Verbindlichkeit beschloßen dir und deinen Erben — — den dritten Theil! obenerwähnter Summe, (also 2120 Mark*) zu erlassen. Wir schenken dir also diesen dritten Theil aus beispielloser Gnade und vernichten Kraft dieses alle Schuldversicherungen und Verschreibungen über erwähnten dritten Theil. Damit aber niemanden eine so außerordentliche Gnade befremde, auch kein anderer sich darauf berufe, so erklären wir daß du mit uns als unser Vasall und Unterthan, als Mitglied un-

*) Eine beispiellose Freigebigkeit!

serer Familie näher als jemand verbunden seyest und wir diese Schenkung als eine Familienschenkung ansehen.*)

Für die übrigen zwei Drittheile sollst du, wie du uns angeboten,**) wenn wieder ein allgemeiner Kreuzzug ins gelobte Land statt findet, in Person ins gelobte Land ziehen oder deinen Sohn schicken. Solltest du, welches Gott verhüte, eher sterben, als dieser Zug vor sich geht, so soll dein Thronerbe oder einer von seinen Brüdern oder Kindern diesen Zug mitmachen. Du oder dein Sohn oder Thronerbe soll dann 300 vollkommen ausgerüstetete Reuter ins Feld stellen, deren jeder drei Pferde hat, und diese so lange besolden so lange der Kreuzzug dauert. Im Fall das heilige Land oder ein Theil desselben erobert wird mußt du oder dein Erbe jene Reuter so lange zur Besatzung desselben lassen, als es die Kirche bis zur völligen Tilgung der Schuld für nöthig finden wird, auch überdies jedes Jahr so lange der Kreuzzug dauert oder die Besatzung nöthig ist 20 ausgerüstete Galeeren, vier Monat lang, auf deine Kosten unterhalten. Sollten etwa die Tartaren, ehe der allgemeine Kreuzzug statt

---

*) Diese Stelle rechtfertigt, wie ich denke, die Uiberschrift des Briefs vollkommen.

**) Es ist sehr zu vermuthen, daß der König bei dem Anerbieten die ganze Summe gemeint habe.

findet, das heilige Land den Sarazenen entreissen, den Christen dasselbe anbieten, und der Pabst oder die Kirche es annehmen wollen, so mußt du zu der Armee welche die Kirche oder weltliche Fürsten dahin schicken würden, 100 völlig ausgerüstete Reuter, jeden mit drei Pferden, und 5 Galeeren stoßen lassen; die Reuter das ganze Jahr hindurch die Galeeren 4 Monate im Jahr auf deine Kosten unterhalten, so lange die Kirche es für nöthig hält. Auch zur Vertheidigung der Kirche mußt du wenn es verlangt wird 100 Reuter stellen und 10 Jahre lang auf deine Kosten unterhalten. Doch soll es wo möglich so eingerichtet werden, daß beide Contingente nicht zu einer Zeit gestellt werden müssen. Wir rechnen jeden Reuter zu 20 Goldgülden, jede Galeere zu 100 Unzen Goldes. — Inzwischen hebt jene Schulderlassung deine und deines Vaters übrige Verbindlichkeiten gegen den römischen Stuhl von dem du dein Reich zu Lehn trägst in keine Weise auf, sondern wird als eine abgesonderte Angelegenheit betrachtet und behandelt.*)

Im Fall daß durch Eroberung und Besetzung des heiligen Landes die Schuld in der vorgeschriebnen Zeit nicht getilgt würde so mußt du sie wo und wie es auch sei durch gleiche Dienste abbezahlen

---

*) Der Briefsteller verschanzt sich immer sorgfältiger.

bis sie ganz getilgt ist. Daferne aber du oder dein Erbe einer desfalsigen Aufforderung nicht gehorcht, so verfallt ihr allemal in den Kirchenbann und wenn etwa über die Aufforderung Streitigkeiten entstehen, so soll die Entscheidung schlechterdings von uns und unsern Nachkommen abhängen. Denn es geziemt sich nicht daß der Herr gegen seinen Vasallen der Vater gegen den Sohn sich vor einem Dritten stelle oder den gewöhnlichen Gerichtsweg erwähle.

So erkenne denn geliebter Sohn die Gnade, welche du von uns als Vater und von der Kirche als Mutter empfangen hast und erwiedere sie durch Liebe, Ehrfurcht und Gehorsam. Ehrfurcht gegen sie sei dein Morgenopfer und Gehorsam dein Abendopfer. Wenn du dieses thust, die Zucht deines Vaters erkennest und die Gebote deiner Mutter nicht verachtest, so wird Gnade auf deinem Haupte seyn und wie eine güldene Kette am Halse. Wer gegen diese Schenkung etwas einwendet der wisse daß er sich den Unwillen des allmächtigen Gottes, der Apostel Petri und Pauli auf den Hals ladet. Gegeben Poitiers den 20. Jul. 1306. unsers Pontificats im 2ten Jahre.

II.

Fragment über die Spiele im Mittelalter. S. Muratori Antiqq. Ital. T. II.

Diejenigen, welche einen Theil des Mittelalters blos aus Romanen kennen, stellen sich vor, man habe ausser den Tourniren keine Spiele gehabt, und allerdings waren auch die meisten Spiele nichts anders, als Bilder des ewigen Krieges; aber die folgenden Bruchstücke beweisen doch, daß Kriegsspiele nicht allein den Trieb der Unterhaltung beschäftigen konnten. — So erzählt ein Schriftsteller jener Zeit,*) daß die jungen Leute in Pavia alle Sonn- und Festtage Spiele gehalten hätten, die man kleine Bataillen nennte. Man theilte die streitbaren Männer in zwei Armeen, deren jede aus mehrern Regimentern bestand, und stritt sich mit hölzernen Waffen bald im ganzen, bald zwei und zwei. Sie trugen hölzerne Helme, welche inwen-

*) Aulicus Ticin. c. XIII. ap. Murator. rer. Ital. T. XIII. —

dig mit Tuch gefüttert und auswendig damit überzogen waren, um den Stoß zu schwächen, und vor dem Gesicht eiserne Gitter, die nach dem Kopfe gebogen waren. Allein diese Spiele wurden manchmal so ernsthaft, daß viele schwer verwundet, andre sogar todt geschlagen worden. *) Schon im fünften Jahrhundert waren die Scherzkriege im Gebrauch.

Auch die Frauenzimmer ließen sich in jenen stürmischen Zeiten manchmal beikommen, kleine Treffen abzubilden; doch zeigte sich dabei der Unterschied des Geschlechts auf eine sehr vortheilhafte Weise. Es floß kein Blut. Ein Schriftsteller des dreizehnten Jahrhunderts **) beschreibt ein solches Treffen folgendermaßen. Zu Treviso wurde 1214 eine Lustfestung erbauet, welche von Damen mit ihren Jungfrauen oder Bedientinnen und Kammermädchen, ohne Zuthun eines Mannes, mit großer Klugheit und Tapferkeit vertheidigt wurde, und vielleicht die Vertheidigung der Schaamhaftigkeit vorstellen sollte. Das Castell bestand aus aufgerichteten Stangen, an welchen mancherlei farbige Zeuge, Seide, Sammt und Schleier befestigt waren, und statt Mauern und Brustwehren dienten.

---

*) Agnellus in vit. Ravenn. Episcc. ap. Murat rer. Ital. T. II.

**) Rolandus Patav. in Chron. L. I. c. 18.

Auf den Köpfen trugen die Damen goldne Kronen, mit Edelsteinen, Chrisolithen, Topasen, Smaragden und Perlen, und andre Arten von Kopfputz, die ihre Häupter gegen die feindlichen Geschosse sichern sollten. Das Lager mußte erobert werden und wurde erobert, und zwar mit folgenden Waffen; mit Aepfeln, Datteln, Birnen, Castanien, Lilien und Violen, und mit Balsamfläschchen ꝛc.*) Zu diesem Schauspiel strömte eine Menge Bürger von Venedig und Padua und zwar in förmlichen Aufzügen mit ihren Fahnen.

Als im Jahr 1162 der Bischoff von Aglar in Friaul in das Venetianische einfiel aber geschlagen und im Triumph nach Venedig geführt wurde, erhielt er seine Freiheit nicht eher wieder, als bis er versprach, er wolle dem Doge jährlich einen Ochsen, zwölf fette Schweine und zwölf Brodte an der Fastnachtsmittwoche liefern. Daher wurde der jährliche Triumphtag von Seiten der Venetianer auf folgende Weise gefeiert. Der Herzog begab sich mit dem Volk auf den großen Marktplatz, wo ein Lager gebauet war. Dieses stieß er mit eisernen Stangen um, zum Zeichen des eroberten bischöfflichen Lagers. Dann wurde dem Ochsen und den Schweinen die

*) Vermuthlich warf man die Riechfläschchen einander nicht an den Kopf, sondern besprützte sich nur.

Köpfe abgeschlagen, das Fleisch und die Brodte vermuthlich vertheilt. Der Ochse bedeutete den Patriarchen, die zwölf fetten Schweine seine zwölf gefangenen Canonicos. Doch, da nach und nach die Sache zu unzeitigen Spöttereien Anlaß gab, wurde den Schweinen das Leben geschenkt und nur der Ochse geköpft!

Auch Komödianten, Marktschreier, Seiltänzer, Pikelhärnige, Taschenspieler, Tänzer und andere Professionsverwandte fanden sich sehr früh an den Höfen der Fürsten und auf öffentlichen Plätzen ein, und trieben ihr Wesen Tag und Nacht. Sie wurden sehr gesucht und bekamen von den Fürsten reichliche Geschenke. Es war nämlich Sitte, daß die Edeln, wenn sie zu einer Hochzeit oder andern Feierlichkeit vom Fürsten eingeladen wurden, niemals mit leeren Händen kommen durften, besonders in Italien. Ihre Geschenke bestanden aus schönen Pferden, silbernen und goldnen Gefäßen und Geschmeide, hauptsächlich aber aus prächtigen Kleidern. Die Kleider verschenkte man gewöhnlich an jene Gaukler. Der Dichter Aliprand erzählt, *) daß eimal bei einer Hochzeit, welche die Familie

---

*) in Chronic. Mantuan. L. II. 35.

Tutte le robe supranominate
Furon in tutto trentotto et trecento
a Buffone e Sonatore donate.

der Gonzago ausrichtete, den Komödianten und Sängern 338 Kleider gegeben worden wären.

Vorzüglich prächtig war die Vermählungsfeierlichkeit des englischen Prinzen Lionell mit Violanta, der Tochter des Grafen Galeazzi, welche 1368 in Mailand begangen wurde.*) Bei dieser Gelegenheit erhielten die Komödianten, Sänger, Tänzer 2c. 500 Stück Kleider, und noch überdies baar Geld.**) Auch in Städten fanden sich bei öffentlichen Festen jene Truppen ein, die damals Hofleute genennt wurden, und vermehrten sich nach und nach sehr, weil sie so gut bezahlt wurden. Als im Jahre 1356 der Kaiser Karl IV. in Metz öffentlichen Hoftag hielt, zog man zu Pferde nach dem Orte, wo die Tafel bereitet war, und jeder hohe Reichsbeamte, der dem Zuge beigewohnt hatte, schenkte einem Schauspieler sein Pferd. — Bei der Hochzeit eines aus der Familie Scaliger in Italien waren mehr als 200 solche Lustigmacher beisammen, deren jeder ein neues Kleid bekam und zwar nach Maaßgabe seiner Geschicklichkeit. Das schlechtste war doch 20 Dukaten werth. —

---

*) Buffone Zigoladri et Sonadore
Per Galeazzo assai robe donate
Barnabo lor fe dar danari encore.

**) ib. Messer Lionel con la sua compania
Robe cinquecento ai Buffoni si dasia.

Doch scheinen die Deutschen nicht so viel Geschmack an der Art Spielen gefunden zu haben. Denn als *) 1053 Kaiser Heinrich II. die Tochter des Grafen Willhelm von Poitiers heirathete, und zu Ingelheim seine Hochzeit feierte, fanden sich auch eine Menge Komödianten aus einem weiten Umkreise ein, mußten aber eben wie sie gekommen waren, nach Hause ziehen. Das Geld, sagt der Chronikenschreiber, welches er diesen Werkzeugen des Teufels vorenthielt, schenkte er den Armen. — Ganz anders wurden sie bei der Vermählung des Grafen Galeazzi mit Beatrix von Este zu Mailand im Jahre 1300 aufgenommen, denn da schenkte man ihnen mehr denn 7000 Stück gutes Tuch zu Kleidern, woraus sich ein Schluß auf ihre Zahl machen läßt. **) Oft erhielten sie, wenn nicht Kleider genug da waren, baar Geld. Am Hofe des Fürsten Maletesta waren im Jahre 1324 auf einmal 1500 beisammen, worunter auch die Bänkelsänger gerechnet wurden, welche gewöhnlich die Thaten des berühmten Roland und Karls des Grossen absangen. ***)

---

*) Otto frising Chron. Lib. VI. c. 2.

**) Murat. rer. Ital. T. XI.

***) ib. Tom. XIV. et du Cange Vac. Cantilena Rollandi. Von dem Absingen dieser Thaten Karls und seiner Ritter soll das Wort Charlataneria, Uibertreibung, herkommen, weil die

Auch Schauspiele waren nicht unbekannt, aber sie waren nichts anders, als was wir Farce oder Posse nennen, wobei die Gränzen des Wohlstandes wenig beobachtet wurden; denn Alcuin sagt:*) Wer Komödianten oder Täuzer in sein Haus läßt, der weis gar nicht, daß eine große Menge unreiner Geister hinter ihm her zieht. Eine eigentliche Komödie findet man im dreizehnten Jahrhunpert, sie stellt vor die Ankunft und den Untergang des Antichrists.**) Da kommt denn aufs Theater der Kaiser und der Papst, die Französischen, Deutschen und Babylonischen Könige und andre mehr, ferner der Antichrist und die Synagoge. Der Antichrist überwindet viele Könige, wird aber am Ende selbst überwunden. Im Jahr 1298 wurde in einer Italienischen Stadt das Leiden, die Auferstehung, die Himmelfahrt Christi, die Sendung des heiligen Geistes und das jüngste Gericht vorgestellt, und zwar von lauter Geistlichen im Pallaste des Bischoffs. — Im Jahr 1304 wurde ein Gegenstand auf die Bühne gebracht, der wohl am allerwenigsten dazu geschickt war, nämlich die Schöpfung der ersten Menschen! — Ein andermal gar die

---

Sänger muthmaslich die historische Wahrheit bei ihren Erzählungen nicht zum ersten Gesetz machten. — —

*) ep. 107.

**) Thesaur. anecd. noviss. Part. II.

Verkündigung und Geburt Jesu, wobei eine ungeheure Menge Volks, Edle und Unedle, sich einfand. — Ein andermal die Strafen der Verdammten in der Hölle, wobei es aber sehr unglücklich ablief; denn die Brücke über den Arno, auf welcher eine ungeheure Menge Zuschauer beisammen war, brach auseinander, so daß viele im Fluß ihr Leben verloren. Im Jahr 1336**) wurde am Fest der Erscheinung Christi die Ankunft der Weisen aus Morgenland vorgestellt. — Drei gekrönte Könige kamen auf drei sehr hohen Pferden geritten, und wurden von einer zahlreichen Dienerschaft begleitet. Vor ihnen lief in der Luft ein Stern. Als sie zu der Säule des heiligen Laurentius kamen, fanden sie den König Herodes mit den Weisen und Schriftgelehrten, und fragten ihn nach dem neugebornen König der Juden. Herodes gab ihnen die nöthige Weisung nach Mathäus, worauf sie, mit goldnen Bechern in den Händen, unter Vortragung des Sterns abzogen. Die Trompeten schallten, die Hörner tönten, und vor ihnen her zogen Affen, Papagayen und andere Thiere, nebst einer erstaunlichen Menge Volks, welches dieses einzige Schauspiel herbeigelockt hatte. So kamen sie in die Hauptkirche, wo an der Seite des Hauptaltars die Krippe

---

*) Joh. Villan hist. L. VIII. c. 70.

**) vid. Murat. rer Ital. T. 5. pag. 94.

mit Ochsen und Eseln zu schauen war. In der Krippe lag das Jesuskind in den Armen seiner Mutter, die denn von den drei Königen reichlich beschenkt wurde. Jezt legten sich die Könige schlafen, und es erschien ihnen ein Engel, der ihnen sagte, daß sie nicht wieder in die Straße des heiligen Laurentius, sondern durchs Römerthor abziehen sollten, welches auch pünktlich befolgt wurde. Es war dabei eine unendliche Menge Volk, Soldaten, Damen und Geistliche, die insgesamt sehr erbaut wurden.

Ein Schauspiel anderer Art, welches zugleich einen Beweis der lächerlichsten Eitelkeit abgiebt, fand in Rom im Jahr 1268 bei dem Einzuge des Königs Konradin statt.*) Den Zug eröffnete eine Reihe Soldaten in farbigen Kleidern, die sehr theuer waren. „Dann folgte — was groß und wunder„bar zu hören — ein Chor von Damen mit Cymbeln, „Trommeln und Blasinstrumenten, welche eine „liebliche Musik machten. Da sie zugleich ihren „Uiberfluß an kostbaren Sachen, der meistens Wol„lust erzeugt, zur Schau stellen wollten, so hatten sie „quer über die Straße oben an den Häusern Seile „gezogen, und diese nicht etwa mit Blumen oder „Zweigen umwunden, sondern mit prächtigen Pel„zen bedeckt. Ferner hatten sie daran Halstücher,

*) v. Saba Malaspina l. VI. ap. Murat. Script. rer. Ital. T. VIII. c. 42.

„Mieder, Armbänder, Ohrengehänge, kostbare „Ringe, Haarbänder, Kronen, seidne Beutel, „prächtige Gestecke Messer, leinene mit Gold und „Seide gestickte Tücher, ganze Kleider und Mäntel mit Gold brodirt, und tausend andere Dinge, „die zum weiblichen Putz gehören, befestigt.“ — Der Schriftsteller fügt übrigens nicht bei, wie dem Kaiser diese Trödelbuden gefallen haben, sagt aber, daß der Luxus in Italien späterhin noch verstärkt worden sey, als mit dem Herzog von Anjou, der vom Königreiche Konradins Besitz nahm, eine Menge vornehmer Franzosen nach Italien kamen, die damals schon als die ersten Elegants bekannt waren. Die römischen Päbste gaben freilich von Zeit zu Zeit heftige und vernünftige Verbote gegen den Luxus, allein sie hatten das gewöhnliche Schicksal der Kleiderordnungen.

Zum Beschluß dieses Fragments von Belustigungen noch eine Anekdote.*) Ein Italiener führte einen blinden Hund mit sich, den er überall für Geld sehen ließ. Er ließ sich auf dem Markte von den Umstehenden goldne, silberne und eiserne Ringe geben, führte den Hund abseits und vergrub die Ringe, ohne daß es der Hund sehen konnte. Auf seinen Befehl scharrte der Hund die Ringe ein-

*) Murat. rer. Ital. T. I.

zeln aus, und gab jedem den seinigen wieder. Ferner mischte er Münzen von verschiedenen Fürsten unter einander, und der Hund brachte die nach einander, die von einem Schlage waren. Endlich gab dieses kluge Thier den stärksten Beweis des ihm beiwohnenden Verstandes, daß er die Schwangern, die Huren, die Ehebrecher, die Geizigen und die Rechtschaffenen, auf vorgelegtes Ja oder Nein, kenntlich machte. Daher glaubte man allgemein, daß dieser Hund vom Teufel besessen wäre.

III.

Ueber das Eselsfest und Narrenfest, die schwarze Prozession und das Bouteillenbegräbniß; ferner über die Narrenmutter und die lustige Infanterie von Dijon. S. La Tilliot memoirs pour servir à l'histoire de la fête des foux. Paris, 1723. 4. avec d. fig. und Robertsons Gesch. Carls V. bearbeitet von Remer. — Du Cange voc. Abbas conardorum, festume. Carpentier suppl. ad du Cange.

Die Erzählung der obengenannten größtentheils religiösen Feste wird bei verschiednen Lesern sehr verschiedne Gedanken hervorbringen. Die meisten werden lachen, einige, denen alles was zur Ehre Gottes geschieht recht ist, beklagen, daß man so etwas in unsern Kirchen nicht mehr findet; viele werden sich über die Schändung der Religion und die grotesken Ausbrüche der Unsittlichkeit ärgern; andere es unbegreiflich finden, daß man neben der Religion, deren schlechtster Diener einen hohen Grad von Achtung genoß, Schauspiele der Art ohne den Widerspruch lebhaft zu fühlen aufführen konnte,

aber den Psychologen werden jene Erscheinungen sehr leicht zu erklären seyn und ihn zu Resultaten führen, welche die Geschichte der Menschheit überall giebt, daß nämlich ꝛc. ꝛc. ꝛc. Doch zur Sache.

Das Fest der Narren oder Unterdialamer hat wahrscheinlich seinen Ursprung von den Saturnalien der Römer, wo die Sklaven eine Zeitlang die größte Freiheit gegen ihre Herren genossen und von ihnen bedient wurden. Denn manche andere christliche Ceremonie war schon eine Nachahmung heidnischer Grbräuche. Ueber die Zeit seiner Entstehung kann nichts gewisses gesagt werden, aber es muß sehr alt seyn, weil schon auf der Kirchenversammlung zu Toledo in Spanien ao. 633. sehr dagegen gedonnert wurde, so wie dieses Fest überhaupt von der Kirche nie gebilligt nur gedultet worden ist. Man feierte es indessen in der morgenländischen eben so wohl als der abendländischen. Die Zeit seiner Feier war von Weihnachten bis zum Feste der Erscheinung Christi, besonders aber der Neujahrstag. Man wählte nämlich aus den untersten Kirchendiener, oder Layenbrüdern, unter allerlei närrischen Possen einen Narrenbischof, dem man die Bischoffsmütze aufsetzte, den Mantel umhieng, und den Bischoffsstab in die Hand gab. In dieser Kleidung hielt er den Gottesdienst und ertheilte dem Volke den Seegen. In den Kirchen, welche unmittelbar vom römischen Bischoffe abhingen, wurde

ein Narrenpabst erwählt, der alle Funktionen des heiligen Vaters verrichtete.

Die Narrenbischöffe und Narrenpäbste hatten ihren Clerus um sich, wie die ordentlichen Bischöffe, deren einige sich das Gesicht auf eine lächerliche oder schreckliche Weise bemahlten oder beschmierten, andere Weiberkleider trugen; andre hatten Masken vor dem Gesicht, andre trugen bunte Kleider, wie die Komödianten zu tragen pflegten. Während daß der Gottesdienst gehalten wurde, trieben sie eine Menge theils thörichter, theils abscheulich unanständiger Possen. Sie tanzten im Chor, wo sonst die Geistlichen saßen und sangen ungezogne Lieder. Dann stellten sie sich gegen den Narrenbischoff, der Messe las an den Altar, zogen Blut- und Bratwürste hervor und zerlegten sie auf dem Altar. Wenn diese verzehrt waren, so spielte man Würfel und Karte, auf dem Altar warf man alte Schuhsolen und andre übelriechende Sachen ins Rauchfaß und räucherte während des Gottesdienstes. Nach dem Gottesdienste tanzten sie in der Kirche, und trieben da ihre Unverschämtheit so weit, daß man es mit Ehren nicht nacherzählen kann, dann ließen sie sich auf Schuttkarren, die voll Gassenstaub waren, durch die Steaßen schleppen, und machten sich das Vergnügen, den Pöbel, der sie in zahlreicher Menge begleitete, damit zu bewerfen, wobei nicht nur in Reden, sondern auch in Handlungen die größten Unanständigkeiten begangen wurden. Die aus-

schweifendsten Layen mischten sich unter diese Kirchendiener, um in ihrer Gesellschaft Narren vorzustellen. Im Kirchenbuche zu St. Johann in Dijon liesst man, daß vor der Hauptkirche auf einem Theater eine Art von Posse gegeben worden sey, wobei man dem Narrenkantor öffentlich den Bart abnahm, und dann mit Laternen bei Tage durch die Straßen führte.

Zu Anlibes wurde gewöhnlich jährlich ein närrischer Aufzug dieser Art im Franziskanerkloster gehalten; die Priester und selbst der Erzbischoff überließen ihre Sitze in der Kirche den niedrigsten Layenbrüdern, die sonst gewöhnlich die Wirthschaft der Küche und den Garten besorgten. Diese hielten dann den Gottesdienst mit allen Ceremonien und ahmten den regelmäßigen Geistlichen in allen nach, aber auf eine lächerliche Weise. Sie zogen priesterliche Kleider verkehrt an, und nahmen nur solche, die recht lumpig und zerrissen waren. Derjenige, welcher das Rauchfaß hielt, bließ von Zeit zu Zeit Asche und Funken auf die Köpfe solcher Zuschauer, von denen er wußte, daß sie Gefallen an seinen Späßchen hatten. Sie sangen dabei nicht Lieder, Psalmen oder die gewöhnlichen Kirchengesänge, sondern murmelten sinnlose und verwirrte Töne durch die Zähne hervor, so daß, wie sich der Schriftsteller ausdrückt, dieses Fest weit schicklicher von Thieren als von Menschen hätte gefeiert werden können. Denn es wäre, sagt er, vernünf-

tigen, alle wilde und zahme Thiere in die Kirche zu führen, und jedes Gott in seiner Weise und Ton loben zu lassen, als diese Menschen, die Gott verspotten, und an Unsinn die dümmsten Thiere übertreffen.

Zu Aix wurde jährlich bei Vortragung der Monstranz ein Umzug gehalten, dem das Parlament beiwohnte und wobei man gewöhnlich biblische Scenen vorstellte. Der obenerwähnte Schriftsteller sagt unter andern: „Auch Judas der Verräther „war dabey nicht vergessen. Sehr sprechend wurde seine Person durch einen breitschultrigen Bauer „vorgestellt mit wilden Blick und flammenden Augen. Sein Schritt war so rasch und frech, wie „ihn ein solcher Verbrecher haben muß. Allein „nichts war abscheulicher als die Vorstellung der „vier Evangelisten nach ihren Symbolen; der erste „war mit Federn bedeckt und hatte einen krummen „Schnabel und große Klauen, wie Jupiters Adler; der zweite einen ungeheuern Rachen, eine „dichte Mähne und ein zottiges Fell, wie der Nemäische Löwe; der dritte trug Hörner und ein grosses rauches Fell mit langen Haaren, wie weiland der berühmte Egyptische Ochse; der vierte „sahe zwar einem Menschen ähnlich, hatte aber Flügel an den Füßen.

Die sogenannte schwarze Processión.

Der Mercure de france ao. 1726. giebt davon folgende Nachricht: Am ersten Mai hatte das Capitel von Evreux die Gewohnheit in den nahe bei der Stadt gelegenen Bischoffswald zu gehen, Aeste und Zweige abzuhauen, und damit die Bilder der Heiligrn aufzuputzen, also ein Frühlingsfest zu feiern. Anfangs verrichteten die Canonici dieses Ceremoniel in Person; in der Folge aber hielten sie das Holzfällen unter ihrer Würde, und schickten die Chorknaben hinaus, zu denen sich späterhin die Capellane der Cathedrallkirche gesellten. Weil indessen diese Prozession Geld brachte, so fanden sich endlich die Obervikarien und die sämmtlichen Kapellane dabei ein.

Die Chorgeistlichen, die diese Procession zugleich als einen Spaziergang betrachteten, zogen paarweise in langen Kleidern und viereckigten Mützen auf dem Kopfe in den Wald. Vor ihnen her giengen die Chorknaben, Bedelle und andre Kirchenbediente mit großen krummen Messern, die das Holz abhauen und nach Hause tragen mußten. Manchmal wurden die Zweige zu beiden Seiten von dem Volke getragen, daß sich eine Ehre daraus machte, und um die Procession einen tragbaren Wald bildete *).

---

*) Da damals in dem Ml. so wenig vorgieng interessirte ihn das, was außer ihm vorgieng, desto mehr.

In der Folge entstand bei dieser Prozession ein andrer Mißbrauch. Man läutete nämlich alle Glocken der Hauptkirche zum Zeichen, daß izt die schwarze Prozession erhebe, und trieb dabei oft so viel Unfug, daß die Glocken beschädigt, die Glöckner verwundet oder getödtet wurden. Aufgebracht über diese Unordnung verbot der Bischoff das Geläute und die dabei herrschenden Misbräuche; allein die tollen Chorgeistlichen gaben nichts auf sein Verbot; sie trieben diejenigen, welche die Aufsicht über die Glocken hatten, aus der Kirche, bemächtigten sich der Schlüssel, besetzten die Kirchthüren und läuteten mit einer Art von Wut dem Bischoff zu troz. Ihre Raserei gieng so weit, daß sie die Canonicos, die sich auf den Thurm begaben, um das Läuten zu verbieten, an den Glockenstuhl aufhiengen. Bei der Rückkehr aus dem Walde begiengen die Chorgeistlichen ebenfalls allerlei Thorheiten; sie warfen den Umstehenden Kleyen ins Gesicht; alle die ihnen begegneten, mußten ohne Unterschied des Alters und Geschlechts tanzen oder über einen Besen springen, wodurch sie sich dann den Pöbel und die Spaßvögel der Stadt sehr geneigt machten. Manchmal nahm man auch Masken zu Hülfe. Zu Evreux machte die Procession einen Theil des Narrenfestes aus. Wenn sie in die Cathedralkirche zurückkamen, verjagten sie die Canonicos und den Bischoff von ihren Sitzen, und nahmen sie selbst ein; die Chorknaben trugen priesterliche Kleidung und verrichteten den Gottesdienst von der None des 28. Aprils bis

zur Vesper des ersten Mai. Während dieses lächerlichen Gottesdienstes wurde unter den Bogengängen der Kirche Kegel geschoben. Vor der Kirche gab man Komödien uud Concerts, und alle sonst zu Weihnachten und Neujahr gebräuchliche Schauspiele. — Nach und nach gieng die Beobachtung dieser Cereremonien aus der Hauptkirche in die andern Kirchen über, und wurden an allen Festen der Schutzheiligen und Brüderschaften gewöhnlich.

Noch mehr. Im Jahre 1270 machte ein Canonicus, Namens Bouteille, dessen Abgott der Wein gewesen war, eine Stiftung, daß alljährlich für ihn am 28. April, als den ersten Tage jenes Narrenfestes eine Seelmesse gelesen werden sollte, wofür die Canonici, Obervicare, Capellane und Chorknaben eine Erzöglichkeit erhielten. Während dieser Messe wurde in der Mitte des Chors ein Leichentuch ausgebreitet, und an jede Ecke desselben, so wie in die Mitte eine Bouteille Wein gesetzt, und zwar zum Besten der Cantoren, welche sangen. Dann zog man in den Wald das Holz zu fällen. Allein weil bei dieser Gelegenheit gewöhnlich in dem Holze viel Schade angerichtet wurde, so machte der Bischoff mit dem Capitel einen Vertrag, daß seine Leute so viel Zweige abhauen und vertheilen sollten als nöthig wären. Während dieser Vertheilung trank man tapfer, und auf eine Art Kuchen, Schneebälle genannt, die man jedem, statt sie ihm in die

Hand zu geben, ins Gesicht warf. Diejenigen, von des Bischoffs Leuten, welche das Holz vertheilten, mußten jedesmal auf dem Platze, wo die Theilung geschah zwei hölzerne Flaschen eingraben und mit Sand bedecken, zur Erinnerung, daß es dem Canonicus Bouteille eben so gegangen sey.

Dergleichen närrische Streiche müssen jeden vernünftigen Mann, der da weiß was für Einfluß Religion auf Herz und Leben des Menschen haben kann und soll, mit Unwillen erfüllen, und der verständige Theil der höhern Geistlichkeit hat diese Ceremonien nie gebilligt, und doch fanden sich Vertheidiger derselben, wovon wir nur ein kleines Fragment aus einer Predigt anführen wollen. „Unsre Vorfahren, sagt „der Redner, die doch große Männer waren, ha„ben uns dieses Fest erlaubt, und wir fahren ge„wiß wohl, wenn wir denken und handeln wie „sie. Wir treiben ja dergleichen Dinge nicht im „Ernst, sondern blos als Spaß, um uns zu er„heitern, und das Herkommen nicht abzubriugen. „Sollte den die Neigung zu närrischen Streichen, „die uns als Franzosen eigen und zuverläßig ange„bohren ist nicht wenigstens einmal im Jahre sich „äußern dürfen? Die Weinfässer würden alle„sammt platzen, wenn man nicht zu Zeiten den „Spund oder Zapfen lüftete, und wir, was sind „wir den anders als alte Weinfäßer, die noch dazu „elend gebunden sind? Glaubt ihr nicht, daß wir „endlich vor lauter Weißheit platzen müßten, wenn

„diese beständig zum Dienste Gottes aufbrauste?
„Man muß ihr Luft geben, damit sie sich nicht uu-
„nütz verlaufe. Wir überlassen uns also deswegen
„auf einige Tage dem Spiel und den Possen, da-
„mit wir mit desto größerer Heiterkeit und Eifer
„zum Studium und zur Ausübung der Religion zu-
„rückkehren können."

Diese Vertheidigung ist zwar an sich ziemlich schief, aber sie enthält eine Wahrheit, die der unbefangne Beobachter ohne mein Erinnern herausfinden wird, besonders wenn er auf ein Werk aufmerksam gewesen ist. Naturam expellas furca tamen usque recurrit *).

Das Eselsfest und der Abschied des Halleluja.

Bei dieser Gelegenheit will ich beide lächerliche Auftritte nur berühren, weil sie eigentlich unter die ernsthaftern Narrheiten gehören, daß heißt unter die, über welche wir izt lachen, über die aber damals ganz und gar nicht gelacht wurde. Man hatte leider schon längst über den Ceremonien das Wichtige der Religion gar vergessen. Das Eselsfest wurde nämlich besonders in den französischen Kirchen zum Andenken der Flucht Christi nach Egypten gefeiert, entweder nach Weihnachten oder nach dem Fest der heiligen drei Könige. Man

*) Gerson part. IV. ep. fac. Has. ao. 1444.

setzte ein reichgeputztes schönes Mädchen auf einem Esel, und führte sie in Procession und unter Absingung geistlicher Lieder in die Kirche vor den Altar, hier wurde das Hochamt gehalten, und der Esel, der dazu abgerichtet war, muste mit der Gemeine niederknien. Die dabei gebrauchten Formeln und Gebete sind eben so lächerlich als ärgerlich. Ich will, um davon einen Begriff zu geben, das gewöhnliche Lied, so gut es sich, ohne ein gebohrner Dichter zu seyn, verdeutschen läßt, übersetzen. Es sind elende Knittelverse:

1) Aus dem Morgenlande kam
einst der Esel lobesam;
in den Knochen Kraft und Muth
trug er seine Säcke gut
he Herr Esel he!

2) Auf fruchtbaren Hügel tras
er in Ruben einst sein Gras
gieng wohl durch den Jordan hin
und kam bald nach Bethlehem
he Herr Esel he!

3) Sprang so rasch wie Gemselein
Hirschlein und Rehböckelein
Schneller als ein Dromedar
er in Schritt und Gange war
he Herr Esel he!

4) Gold aus Reich Arabia
Weirauch Mirhen aus Saba
trug das muntre Eselein
in die heilge Kirch hinein
he Herr Esel he!

5) Immer seine Last zu ziehn
ist sein eifrigstes bemühn
und doch hält dem armen Thier
täglich schlechte Kost man für
he Herr Esel he!

6) Er verachtet Disteln nicht
wenns an Gerste ihm gebricht
bläset aber ohne Scheu
von dem Weitzen weg die Spreu
he Herr Esel he!

7) Esel sprich das Amen fein
wirst wohl satt vom Grase seyn
Esel zweimal Amen sprich
wirf das alte hinter dich
he Herr Esel he!

Wenn der Gotttsdiest geendigt war sprach der Priester nicht wie gewöhnlich den Seegen, sonden wieherte dreimal wie ein Esel, und die Gemeine antwortete ihm in der nämlichen Melodie.

Aus dem Alleluja machte man sogar ein lebendiges Wesen. (Bekanntlich wurde von Fastnachten bis Oster kein Halleluja gesungen.) Als ein solches wurde es vor der Fasten Anfang feierlich aus der Kirche verwiesen, späterhin aber mit allen gottesdienstlichen Ceremonien begraben. Der Sarg wurde mit der Abbildung eines todten Körpers angefüllt, von Chorknaben in Procession mit Kreuzen, Fackeln und Rauchfässern nach den Begräbnißplatz des Klosters getragen. Sobald der lezte Gesang geendigt war, wurde dasselbe mit Weihwasser besprengt, und mit heiligen Räuchwerk beräuchert und dann begraben. Diese alberne Ceremonie dauerte bis ans Ende des funfzehnten Jahrhunderts. Zu Metz wurde es im neunten Jahrhunderte durch einen besondern Gottesdienst verabschiedet. Es wurde als eine Person vorgestellt, welche verreisen will und sagte: die Zeit ist kommen, daß ich hingehe zu dem der mich gesandt hat. Man nöthigte es mit andern Worten noch einige Zeit zu bleiben, aber wenn es sich denn nicht wollte halten lassen, so gab man ihm mit den Woten: Tobias V. 22. seinen Abschied. — In eine Pariser Kirche wurde das Wort Halleluja auf einen Kräusel geschrieben und am Sonntage Septuagesimä feierlich aus der Kirche gepeitscht.

Die Narrenmutter und die lustige Kompagnie von Dijon.

Ueber die Entstehung dieser Gesellschaft, die eine Nachahmung jener geistlichen Farcen zu seyn

scheint, ist man nicht einig. Die älteste Stiftungsurkunde ist datirt von Cleve, vom Jahr 1381. zu den Zeiten Philips des Guten, Herzogs von Burgund. Im Jahre 1454. wurde sie vom Bischoff Jean d'Amboise und dem Herzoge von Lanyre als Statthalter von Bourgogne bestätigt. Die Gesellschaft scheint anfangs aus 36. Edelleuten bestanden zu haben, die sich alljährlich in der Weinlese, den ersten oder zweiten Sonntag im Oktober versammelten, mit einander aßen und einen ordentlichen Hofstaat machten. Sie wählten einen König nnd Räthe zu ihren Befehlshabern. Späterhin traten Herzoge, Fürsten, Geistliche und Parlamentsräthe in diese Gesellschaft, und zwar Leute, die wegen ihrer guten Sitten und Kenntnisse allgemein geschätzt wurden, so daß sie sich nach und nach sehr vergrößerte. Zu den Zeiten ihres größten Flores bestand sie aus einer zahlreichen Infanterie, und wurde mit den Namen der Infanterie von Dijon belegt. Sie versammelte sich gewöhnlich auf Einladung des sogenannten grünen Fiskals durch Einladungszettel, die in burlesken Versen abgefaßt waren, an den letzten drei Tagen des Carneval im Ballhause zu Dijon. Dabei trugen sie lächerliche Kleider von dreierlei Farben, roth, grün und gelb gestreift, eine Mütze von eben der Farbe mit zwei Spitzen oder Hörnern mit Schellen; in der Hand einen Narrenstock mit einem Narrenkopfe. Die Aemter und Würden wurden durch Farben unterschieden. Der Anführer wurde die Narrenmutter

genennt, und zeichnete sich gewöhnlich durch sein gutes Ansehen, seine Sitten und Rechtschaffenheit aus. Er hatte wie ein Regent seinen Hofstaat, seine Schweizergarde, auch einige Garden zu Pferde, seine Räthe und Hausbediente, einen Kanzler, Oberstallmeister und andere an Höfen gewöhnliche Aemter. Von den Urtheilen, welche er sprach, galt keine Appellation ans Parlement.

Die eigentliche Infanterie bestand aus zweihundert Mann, und hatte eine Fahne, auf welcher unzählige Narrenköpfe mit ihren Narrenkappen gestickt waren, mit der Inschrift: „Die Zahl der Narren ist unendlich.“ Sie trugen auch noch eine andre gespaltene Fahne, ebenfalls dreifarbig von der Figur und Größe, wie die Herzoge von Burgund führten, auf welcher eine sitzende Frau abgebildet war. Ihr Kleid war dreifarbig; in der Hand trug sie einen Narrenstock mit einem Narrenkopfe und auf dem Haupte eine Mütze mit zwei Hörnern. Um sie her waren eine Menge kleiner Narren auf eben die Art geputzt, deren einige so eben unter ihrem Kleide hervorzukriechen schienen. Die Inschrift wie auf der ersten Fahne, und die Einfassung mit grünen, rothen und gelben Franzen. Ihre Patente waren ebenfalls mit dreierlei farbigen Buchstaben auf Pergament geschrieben. Das Siegel, auf welchem die Narrenmutter wie auf der Fahne abgebildet war, hatte ebenfalls die oft er-

wähnten drei Farben; sogar die Seide, an welcher das Siegel hieng.

Wenn sie sich zum Essen versammelten, brachte jedes seine Schüssel mit. Die Narrenmutter hatte dabei eine Ehrenwache von funfzig Schweizern, aus den reichsten Künstlern der Stadt, welche sich den Aufwand, den etwa ihr Anzug machte, zur Ehre rechneten. Diese Schweizer, ausgenommen ihr Oberster und die Officiere, hielten Wache an der Thür des Versammlungssaales und begleiteten die Narrenmutter zu Fuß. — Wenn die Procession gehalten wurde, marschierte die Kompagnie neben großen gemalten Wagen, die ohngefähr wie die bedeckten Postwagen (nicht Postkutschen) gestaltet waren, und von sechs mit dreifarbigen Decken verkappten Pferden gezogen wurden. Kutscher und Reitknechte waren eben so gekleidet. Der Zug gieng durch die Hauptstraßen der Stadt in folgender Ordnung. Voraus marschirten vier Herolde mit ihren Narrenstäben, dann der Gardekapitain, nachher die Wagen mit der Narrenmutter und den Schauspielern, und unmittelbar vor dem Wagen zwei Herolde auf weissen Zeltern. Auf die Narrenmutter folgten ihre Hofdamen, 6 Pagen, 12 Lakais, dann die Fahne, und hinter ihr 60 Officiers, der Stallmeister, Falkenier, Oberjägermeister und andre Hofbediente, dann die Standarte, begleitet von 60 Reitern; auf sie der grüne Fiskal und seine beiden

Räthe, und zulezt die Schweizer. Vor dem Hause des Gouverneurs, des ersten Parlamentspräsidenten und des Maire hielt man stille und sagte Verse in Burgundischer Mundart her, die auf die Stadtgeschichten des Tags Beziehung hatten. Manchmal saß die Narrenmutter auf einem Wagen allein, der dann nur von zwei Pferden gezogen wurde; die übrigen Wagen fuhren dann hinterher. Unterzeiten war aber auch der Wagen der Narrenmutter ungeheuer groß, daß er von zehn bis zwölf Pferden gezogen werden mußte; es war ein ziemlich großes Theater auf demselben gebaut, wo die Schauspieler an den Gassenecken satyrische Verse, mit passenden Geberden begleitet, recitirten; ein Chor Musiker saß zugleich auf dem Theater und spielte Intermezzo's oder während dem Zuge. War in der Stadt etwas lächerliches oder schändliches vorgefallen, Diebstahl, Mord, Misheirathen oder Schwängerungen ꝛc. so stellte man die Verbrecher oder Unklugen durch Nachahmung der Stimme, der Geberden, des Anzugs ziemlich deutlich vor; und das war die gute Seite des Instituts, denn es unterblieb manches Ungleiche aus Furcht für öffentliche Schande.

Wenn ein Mitglied der Kompagnie ohne hinreichende Gründe aus der Versammlung weg blieb, so wurde es zu einer Strafe von zwanzig Livres verdammt. Hatte jemand, der nicht zur Kom-

pagnie gehörte, übel von ihr gesprochen, so ward er von der Narrenmutter citirt und ihm seine Strafe dictirt, z. E. er mußte auf der Stelle etliche Gläser Wasser trinken, oder wohl gar eine kleine Geldstrafe erlegen. — Erschien oder bezahlte der Beklagte nicht, so wurden von der Narrenmutter sechs Gardisten zu ihm geschickt, die sich auf seine Kosten beim nächsten Traiteur herrlich bewirthen ließen, bis er seine Strafe bezahlte. Oft riß man ihm sogar die Tapeten von der Wand, verkaufte seine Meublen, ohne daß er, wie wir schon oben gesehen haben, ans Parlament appelliren konnte.

Was die Aufnahme in diese Gesellschaft betrifft, so konnte sie blos durch die Narrenmutter und den grünen Fiskal geschehen. Der Fiskal legte dann dem Aufzunehmenden Fragen in Reimen vor, die dieser in Reimen beantworten mußte. Zeigte er sich in seinen Antworten nicht fertig genug, so verzögerte dieser seine Aufnahme. Hatte er aber gut bestanden, so setzte man ihm eine dreifarbige Kappe auf den Kopf, und fertigte ihm ein Receptionspatent aus, worinne ihm Dukaten, Louisd'or und alle Geldsorten in Menge gewünscht, auch ein Gehalt auf Güter angewiesen wurde, die nirgends existirten. Dieses Patent kostete eine Pistole.

Es gieng aber dieser Gesellschaft, deren Erfindung überhaupt nicht sehr originell war, wie den meisten menschlichen Einrichtungen; die Misbräuche überwogen das wenige Gute, was sie etwa gestiftet hatte und stiften konnte, und sie wurde deshalb im Jahre 1630 durch einen königlichen Befehl aufgehoben, als den guten Sitten und der öffentlichen Ruhe nachtheilig. Es wurden nachher noch ein paarmal, z. E. 1638 bei der Geburt Ludwigs XIV. Aufzüge von der Kompagnie gehalten, aber es durfte nicht ohne königliche Erlaubniß geschehen.

IV.

Schreckliche Grausamkeiten im mittlern Zeiten, selbst unter Blutsverwandten. Aus Gregor. von Tour histor. Franc.

Chlodowig, der das Fränkische Reich, welches unter seine Blutsverwandte getheilt war, durchaus allein beherrschen wollte, machte sichs zum Gesetz, durch List oder Gewalt seine Verwandten sämmtlich aus der Welt zu schaffen. Wie er dabei zu Werke gegangen sey, erzählt uns der oben angeführte Schriftsteller. Als er sich zu Paris aufhielt, schickte er eine vertraute Person an den Sohn des Königs Sigelbert, seines nahen Vetters, mit der Versicherung, daß wenn etwa sein Vater, der ohnedem alt und lahm wäre, bald sterben sollte, er ihn zuverläßig das Reich desselben lassen und in seiner Würde zu erhalten suchen würde. Dieses Anerbieten erregte, wie es Chlodowig erwartete, die Herrschsucht des jungen Menschen; er überredet, daß sein Vater zur Regierung unfähig wäre, und

nur noch kurze Zeit zu leben hätte, stellte sich das Glück, als König ganz frei und uneingeschränkt leben zu können, mit allen seinen Reizen vor, und beschloß, seinen Vater ermorden zu lassen. Meuchelmörder stachen ihn schlafend in seinem Zelte todt. Kaum war die schändliche That vollbracht, so sendete er einige Vertraute mit der Nachricht an Chlodowig, daß sein Vater gestorben wäre, und ebot sich, Chlodowig aus dem Schatze seines Vaters zu geben, wie viel er wünschte, wenn er ihm in der Regierung des väterlichen Reichs bestätigte. Dieser nahm das Erbieten mit vielem Dank an, und schickte Gesandte, die den versprochenen Schatz in Empfang nehmen sollten. Der eitle Vatermörder zeigte ihnen alle Schätze seines unglücklichen Vaters, besonders aber einen Kasten, in welchem, wie er sagte, die Goldmünzen aufbewahrt wären. Bei Eröffnung desselben zeigte sichs, daß er lauter Gold enthielt. — Die Gesandten schienen über die ungeheure Summe zu erstaunen, und einer sagte, man müßte doch bis auf den Boden untersuchen, wenn man wissen wollte, ob lauter Gold im Kasten wäre. Indem nun der Mörder sich über den Kasten bückt, um auf den Boden des Kastens zu wühlen, schlägt ihn einer von Chlodowigs Leuten mit einer Streitaxt ins Genick, daß er nieder knieet und den Geist aufgiebt. — Als man Chlodowig die That gemeldet hatte, begab er sich an den Ort, wo die Mordthat geschehen war, und berief die Unter-

thanen Siegelberts zusammen. Ihr wisset, sagte er, welch eine schändliche That der ungerathene Sohn an seinem alten Vater begangen hat, und werdet euch selbst sagen, daß ihn die göttliche Wiedervergeltung getroffen hat, und daß er seines Schicksals werth sey. Aber da ihr doch vielleicht, von feindseligen Menschen überredet, glauben könntet, daß ich an der Ermordung des Sohnes Theil habe oder den Mörder wisse, so betheure ich euch, daß mein Gewissen rein ist, und ich von jener That nicht eher etwas gewußt habe, als bis sie mir gemeldet wurde. Mein Herz würde mir so etwas nicht zulassen. Indessen ist es allerdings nicht zu ändern, und wenn es euch gefällt, so nehmet mich zu euerm König. Das betrogne Volk gab seinen Beifall durch Geschrei und Händeklatschen zu erkennen, und erwählte ihn zum König. So fällte der Herr, sagt der Geschichtschreiber bei dieser Gelegenheit, die Feinde des Königs durch seine allmächtige Hand, und vermehrte sein Reich, weil er mit rechtem Herzen vor Gott wandelte.

Diesen Chlodowig, der mit rechtem Herzen vor Gott wandelte, gelüstete bald nach dem Reiche des Königs von Cambrai Raucharis, ebenfalls eines Verwandten. Dieser hatte einen Günstling, Namens Farro, mit dem er alles, was man ihm von Geschenken, Speisen und Getränken brachte, brüderlich theilte, und auf den die Fränkischen

Großen äußerst unwillig waren. Farro verdiente diesen Unwillen; denn er wurde an seinem Herrn zum Verräther. Er erhielt nämlich von Chlodowig eine Anzahl prächtiger Gefäße, die vergoldet, übrigens aber von Erz waren. Dafür sollte er bei einer vorkommenden Schlacht Unordnung in dem Heere seines Herrn stiften. Es geschahe; die Armee des Raucharis wurde geschlagen und er selbst nebst seinem Bruder gefangen. Als man ihn vor Chlodowig brachte, fragte ihn derselbe, warum er seiner Familie eine solche Schande gemacht und sich habe überwinden lassen? es sey doch rühmlicher gewesen zu sterben, als mit Schande zu leben, und so spaltete er ihm mit der Streitaxt den Kopf auf der Stelle. Hierauf wendete er sich zu dem Bruder des Raucharis und sagte: hättest du deinem Bruder besser beigestanden, so wärest du jetzt nicht gefangen. Ohne seine Antwort abzuwarten, schlug er ihn ebenfalls zu Boden.

Farro, der von Sachverständigen versichert wurde, er sey mit den Gefäßen betrogen, und sich darüber bei Chlodowig beklagte, erhielt eine Antwort nach Verdienst. Das sey eben der rechte Lohn für Leute, die ihre Wohlthäter verriethen. Sie könnten noch froh seyn, daß er ihnen das Leben schenke.

Kurz darauf ließ er noch einen Bruder des Rauchariß bei Maine ermorden und zog die Schätze desselben an sich, und so nach und nach fast alle seine Verwandten. Diesen schändlichen Thaten setzte er durch die unverschämteste Heuchelei die Krone auf. Wehe mir, sagte er eines Tages in der Versammlung seiner Großen, ich habe alle meine Freunde verloren, und lebe wie ein Fremder unter Fremden; ich habe niemand mehr, der mich im Alter und Unglück tröstet und unterstützt. Dies sagte er aber, nach der Erklärung des Schriftstellers, nicht etwa aus Betrübnis, sondern um zu erfahren, ob vielleicht noch ein Verwandter lebe, den er ermorden könnte.

Dieses Ungeheuer hinterlies vier Söhne, Theodorich, Chlodomer, Childebert und Chlotar, die das väterliche Reich zu gleichen Theilen unter sich theiten, und ihrem Vater Ehre machten. — Chlodomer blieb nicht lange darauf in einem Treffen gegen die Burgunder, und seine Mutter, die verwittwete Königin Chrotildis, nahm seine beiden Prinzen zu sich. Da sie dieselben als Großmutter sehr zärtlich liebte, so befürchtete Childebert, daß sie sich alle Mühe geben würde, ihnen das väterliche Reich zu versichern, nach dem ihm selbst gelüstete. Er schickte deswegen heimlich an Chlotar und ließ ihn bedeuten, er möchte sogleich zu ihm nach Paris kommen, damit sie beide berathschlagen

könnten, ob man den Kindern blos die Haare abscheeren und sie zur Thronfolge unfähig machen, oder ob man sie geradezu ermorden wolle. Das letztere scheine ihm das sicherste zu seyn. Clothar eilte voll Blutdurst und Habsucht nach Paris. Childebert hatte schon vorher in Paris das Gerücht verbreitet, sein Bruder werde nach Paris kommen und sich mit ihm über die Erziehung der beiden vaterlosen Prinzen berathschlagen. Daher schickte denn auch die Mutter ihre beiden Enkel mit ihren Bedienten, ohne alles Bedenken zu Childebert. Der älteste war zehen, der jüngste sieben Jahr. Kaum aber waren sie angekommen, so wurden sie von ihren Bedienten getrennt und in enge Verwahrung genommen. Hierauf schickte man einen gewissen Achadius mit einer Scheere in der einen und einem Schwerdt in der andern Hand zur Königin Chrotildis, und ließ sie fragen, ob sie lieber wollte daß ihre Enkel verschoren und also zur königlichen Würde unfähig gemacht, oder ermordet werden sollten. — Anfangs wußte die Königin vor Schrekken und Schmerz nicht, was sie antworten sollte, aber beide machten bald dem heftigsten Zorne Platz und sie antwortete wüthend, daß ihre Enkel lieber sterben, als eine solche Demüthigung ertragen sollten. — Ohne zu erwarten, ob vielleicht die mütterliche Zärtlichkeit dem Zorne weichen würde, entfernte sich Achadius und brachte Chlodowig die gegebene Antwort ins Gefänguiß. Sogleich faßte

Chlotar den jüngsten Prinz bei den Füßen, schmetterte ihn mit dem Kopfe gegen die Wand, daß das Gehirn umhersprizte und äieß ihm noch ein Messer durch die Schulter in die Brust. Bei diesem schrecklichen Anblick warf sich der ältere Prinz Childebert zu Füßen, umfaßte und küßte sie weinend, und bat um sein Leben. Dieser, in dessem lasterhaften Herzen noch nicht alles Gefühl von Menschlichkeit erstickt war, bat Chlotar um Schonung, und versprach ihm ein gutes Lösegeld für das Kind. Allein Chlotar, den das Blut und das fließende Gehirn des Knaben in teuflische Wuth versetzt hatte, und bei der Bitte seines Bruders das Gräßliche seiner That heftig fühlte, rief: Entweder der Knabe stirbt, oder ich ermorde dich auf der Stelle. Du hast den Plan zu unserer That gemacht und willst zurücktreten? Hierauf warf Childebert den Knaben von sich, und Chlotar stieß auch diesem das Messer in die Seite. Die beiden Ammen des Knaben mußten ebenfalls sterben. Nach dieser gräßlichen That setzte sich Chlotar zu Pferde und reiste ab. Die Königin ließ ihre beiden Enkel mit vielem Pomp in die Peterskirche begraben. Der dritte Sohn des Chlodomir wurde zwar von einigen edlen Männern aus den Klauen dieser Tyger gerettet, that aber freiwillig auf das Reich seines Vaters Verzicht und ward ein Mönch, wodurch denn der Reichsantheil an Chlodomer, an Childerich und Chlotar kam und gleich getheilt wurde.

Weibliche Grausamkeit.

Der König Theodebert hatte sich nach dem Tode seiner ersten Frau mit einer Wittwe verheirathet, die ihm eine sehr schöne Tochter zubrachte, welche sie mit ihrem ersten Manne gezeugt hatte. Da der König das Mädchen sehr liebte und sie fürchtete, daß es ihr zum Nachtheil gereichen könnte, so ließ sie ihre Tochter in eine Säufte setzen, welche von zwei sehr wilden Ochsen getragen wurde, die sie beim Uibergange über die Brücke bei Verdun ins Wasser stürzten, wie es ihre Absicht gewesen war.

In Spanien, besonders am Hofe, hatte die Parthei der Arrianer, welche die Gottheit Christi läugneten, die Oberhand. Die französische Prinzessin Jugundis wurde zur Gemahlin eines spanischen Prinzen bestimmt, und mit großem Pomp nach Spanien geführt. Die alte spanische Königin, eine Frau von den blindesten Religionseifer, mochte es nicht ertragen, daß ihre Schwiegertochter ächt katholisch wäre, und gab sich deshalb alle nur mögliche Mühe, sie durch Schmeicheleien und Versprechungen zum Uberritt zur Arrianischen Sekte zu bewegen. Allein sie blieb standhaft. Eines Tages, nachdem sie ihre gewöhnlichen Bekehrungsmittel angewendet, versprochen und gedroht hatte, ergriff sie die Prinzessin bei den Haaren,

warf sie zur Erde, schlug und trat sie mit Füßen, daß sie blutete. Dann befahl sie ihren Leuten, sie an einen Fischteich zu führen und etlichemal unterzutauchen. Vermuthlich sollte das eine Art von Taufe vorstellen. Allein die Prinzessin blieb auch diesmal standhaft und bekehrte sogar ihren Mann zur katholischen Religion. Viele Leser werden erstaunen, daß der Geschichtsschreiber nicht meldet, daß eine so grobe Behandlung am Hofe und im Lande allgemeine Sensation gemacht habe; allein solche Dinge fielen damals weiter nicht auf; es war Mode, wie wir gleich noch aus einem andern Beispiele sehen werden.

Fredegundis, ein Ungeheuer von einem Weibe, die Gemahlin des Königs Chilperich, lebte mit ihrer Tochter Ragundis in stetem Unfrieden. Beide hatten Ursache genug, einander Schandthaten vorzuwerfen, und thaten es auch täglich. Von Vorwürfen kam es zu Schimpfreden, zu Schlägen und Ohrfeigen. Die Mutter, die sich überhaupt alles vom Halse zu schaffen wußte, was ihr nicht gefiel, und ohne Bedenken Gift, Dolch und Verrätherei brauchte, je nachdem eins oder das andere anwendbar war, ließ eines Tages die Prinzessin in ihr Zimmer kommen und sagte mit ungewöhnlicher Güte: Liebe Tochter, du weißt, wie schlecht wir uns bisher zusammen standen; um billig zu seyn, will ich sagen, daß wir beide Schuld daran

waren. Aber du siehst, daß in die Länge nichts Gutes daraus entstehen kann; man redet ohnedem überall davon. Gefällt es dir also, so will ich dir dein Erbe geben, das dir dein Vater hinterlassen hat und ich in Verwahrung habe; wende dich damit hin, wohin du willst. Die Prinzessin, der an der Gesellschaft ihrer Mutter ohnehin nicht viel lag, weil sie bei ihren Ausschweifungen oft aufeinander stießen, bezeugte ihre Zufriedenheit über diesen Vorschag, und beide giengen mit einander in das Zimmer, wo der Kasten mit dem Geschmeide stand. Aus diesem holte Fredegundis eine Menge Armbänder, Ringe, kostbare Gürtel und anderes Geschmeide hervor, und gab es ihrer Tochter, die selbst nicht wußte, was sie gleich wählen sollte. Nachdem sie lange genug gesucht, sagte sie: Liebe Tochter, ich bin des Suchens müde, wähle dir selbst aus dem Kasten, was dir gefällt. Während daß sich aber die Tochter über den Kasten bückte, schlug die Mutter die Decke zu und preßte ihr Gurgel und Genick zusammen. Ragundis suchte den Kopf herauszuziehen, allein die Mutter setzte sich auf die Decke des Kastens und drückte die Kehle so heftig zusammen, daß dem Mädchen die Augen aus dem Kopfe springen wollten. Glücklicher Weise kam eine weibliche Bediente herbei, die bei dem empörenden Anblick einen lauten Schrei ausstieß und um Hülfe rief. Alles lief zusammen und rettete das Mädchen aus den Klauen ihrer barbarischen Mutter.

Beide zankten sich, setzt der Schriftsteller hinzu, nun desto mehr, weiter also hatte diese abscheuliche Handlung keine Folge.

Zu dieser Zeit herrschte in Frankreich ein Durchlauf, an welchem eine ungeheure Menge Menschen starben, unter andern auch ein Sohn der Königin Fredegundis, von ohngefähr zehen Jahren. Dieses Weib, bei der selbst der mütterliche Schmerz in Wuth übergieng, suchte sich dadurch an dem Schicksale zu rächen, daß sie einem damals sehr berühmten Heerführer Mummolus, den sie ohnedem lange schon gehaßt hatte, beschuldigte, er habe durch Zauberei und Beschwörungen ihr Kind umgebracht. Um diese Beschuldigung dem Könige glaublich zu machen, der ihn schützte, stellte sie einen von ihren Hofleuten an, daß er bei einem Gastmahle, das Mummolus in seinem Hause gab, klagen mußte, ihm sey ein Kind am Durchlauf krank geworden. Mummolus antwortete ihm, daß er ein Kraut kenne, welches dem Kranken, der davon tränke, augenblicklich heilte. Auf diese Aeußerung ließ die Königin eine Menge alte Weiber in Paris gefangen nehmen, sie auf die Tortur bringen, und schrecklich prügeln, worauf sie denn aus Schmerz erklärten, daß sie Hexen wären und schon viele Menschen umgebracht hätten, unter andern auch, daß sie, um das Leben des Mommulus zu retten, ihren Prinz vergiftet hätten. Nachdem dieses Ge-

ständniß heraus war, ließ sie einige von diesen elenden Weibern verbrennen, andere zu todte prügeln, andere rädern, und nun (also nachdem die Zeugen todt waren) entdeckte sie dem Könige, was sie vom Mummolus gehört habe, der ihn denn auch gleich gefangen nehmen ließ. Er wurde, die Hände auf den Rücken gebunden, an einen Balken aufgehangen, und gefragt: was er von jener Hexerei wüßte? Allein er gestand davon gar nichts ein; blos das sagte er, daß er zuweilen von jenen Weibern Liebestränke und Salben empfangen habe, um sich die Gnade des Königs und der Königin zu erhalten. — Als man ihn darauf von dem Balken losgebunden hatte, soll er gesagt haben, daß er gar keine Schmerzen fühle. Bei diesen Worten rief die Königin aus, daß er zuverlässig ein Hexenmeister wäre, wenn er so etwas nicht fühlte, und nun wurde er an einen Globen ausgespannt und mit dreifachen Riemen so schrecklich gehauen, daß die Henker selbst matt wurden; dann schlug man ihm Nägel durch alle Finger und Zehen und war eben im Begriff, ihm den Kopf abzuschlagen, als die Königin Pardon rief. Doch dieser Pardon sollte nur eine Vermehrung seines Elends seyn, und ihn mit Schande bedecken. Man entsetzte ihn aller seiner Würden, und fuhr ihn auf einem elenden Wagen nach Bourdeaux, seinem Geburtsorte. Aber er konnte wegen des starken Blutverlustes den Ort kaum erreichen, und gab in wenig

Stunden seinen Geist auf. Seine Kleider und Hausgeräthe, die sehr kostbar waren, wurden verbrannt, sein Gold und Silber eingeschmolzen, damit die Königin, wie sie sich ausdrückte, nicht durch etwas, was diesem Manne gehört hatte, an den Verlust ihres Sohnes erinnert würde.

Auch einen Geistlichen traf jene schreckliche Tortur auf Veranstaltung der Königin. Er sollte nämlich gegen das Leben Chilperich konspirirt haben, und um dieses Majestätsverbrechen zu gestehen, wurde er von der dritten Stunde des Tages bis zur neunten mit gebundnen Händen an einen Baum aufgehangen. In der neunten Stunde spannte man ihn auf die Folterbank, wo er mit Ruthenstäben und doppelten Riemen jämmerlich zerprügelt wurde, und daß nicht etwa von einem oder zweien, sondern von jedem, der nur schlagen wollte. Es schlugen, sagt der Schriftsteller, fast so viele auf ihn los, als er Glieder an seinem Leibe hatte. Keine Sache, kein Metall, kein Eisen hält so viel Schläge aus, als dieser Mann. Das hieß in jener Zeit, wo man unglaublich viel ausstehen konnte, viel gesagt. Fast als er eben den Geist aufgeben wollte, gestand er.

Nun noch einen Zug aus dem Leben jenes Ungeheuers, der Fredegundis. Ihre leiblichen Söhne waren sämtlich an jener epidemischen Krank-

heit gestarben, und sie wußte sich für Wuth nicht zu lassen. Der König hatte sich, theils aus Betrübnis über seine Kinder, theils aus Furcht vor der herrschenden Epidemie, von Paris entfernt. Er hatte von einer andern Gemalin einen Sohn, Namens Chlodoweth, der nun das nächste Recht auf die Krone hatte, dem aber Fredegundis die Erbfolge schon deshalb nicht gönnte, weil ihre eignen Kinder gestorben waren, zu geschweigen, daß sie nach dem Tode des Chilperich von Chlodoweth sich nicht viel Gutes versprechen durfte, weil er, wie jedermann, ihre Schandthaten wußte und verabscheute. Sie sann daher auf Mittel, ihn aus dem Wege zu räumen, und vermochte ihrem Gemahl, ihn nach Paris zu schicken, damit er von der daselbst herrschenden Epidemie befallen würde; aber er blieb geraume Zeit da, ohne angesteckt zu werden. Darauf gab sie vor, es habe ihr jemand versichert, daß ihre Prinzen nicht am Durchlauf gestorben, sondern vom Chlodoweth vergiftet worden, damit er das Reich allein beherrschen könnte; daß ferner Chlodoweth sich in die Tochter einer ihrer Hofdamen verliebt und sie zu heirathen versprochen, ja daß sie selbst, seine Stiefmutter, für ihr Leben zu fürchten habe, wenn er zur Regierung gelangte. Hierauf ließ sie die vorgebliche oder wahre Geliebte ihres Stiebsohns gefangen nehmen, sie hart geiseln, ihr die Haare abschneiden und sie an einen Pfahl vor die Wohnung des Prinzen nageln. Die Mut-

ter des Mädchens ließ sie binden und so lange schlagen, bis sie gestand, daß jene Sage von Chlodoweths Absichten wahr wäre. Und nun beschloß sie Chlodoweths Tod. Sie ließ ihn fest setzen, ihm seine Waffen und Kleider abnehmen und mit elenden Lumpen bedecken, um im Gefängniß unter allerlei Vorspieglungen und Drohungen von ihm selbst ein Geständniß herauszulocken, das ihren Absichten günstig wäre. Zugleich erkundigte sie sich, mit wem er besonderst in Freundschaft lebte, um für ihren Blutdurst noch einige Schlachtopfer mehr zu haben. Allein der Prinz gestand nichts. Darauf ließ sie ihn nach Nocet ins Gefängniß führen, wo er mit einem Messer in die Seite gestochen wurde. Dem König mußte man sagen, er habe sich selbst umgebracht, daher ihn denn der König auch nicht einmal beweinte. Seine Mutter wurde ebenfalls heimlich umgebracht und seine Schwester ins Kloster gesteckt. Eine Frau, welche über die wahre Todesart des Chlodoweth geredet hatte, wurde verbrannt.

Beispiel männlicher Grausamkeit, aus Gregor von Tour.

Empfindende, gutmüthige Leser, die beiden Züge von Grausamkeit, die ihr jetzt leset, werden euch mit tiefer Betrübniß, mit Abscheu erfüllen,

und müssen es. Ihr werdet zur Ehre der Menschheit glauben wollen, daß vielleicht ein Jahrhundert nicht zehn solche Ungeheuer hervorbringe, daß vielleicht jetzt bei uns dergleichen nicht zu finden seyn werde. Aber ihr irrt euch. Jeder Schadenfrohe ist unter gewissen Umständen fähig, so zu handeln, und wer bis daher nur über den Schmerz seines Nebenmenschen lachte, saugt unter veränderten Umständen das warme Blut aus einem Menschenherzen. Die neuere Geschichte beweißt es. Aeltern, die ihr Gefühl habt, duldet nie, daß eins eurer Kinder schadenfroh sey, Thiere mißhandle und verstümmle. In den ersten Jahren des Lebens kann diese natürliche Grausamkeit noch erstickt werden. Erweckt in den Seelen solcher Kinder die schlafende Empfindung, macht sie auf den Schmerz des gequälten Thieres aufmerksam; und hilft das nicht, so laßt sie selbst Schmerzen, empfindliche Schmerzen fühlen, züchtigt sie hart mit kaltem Blute; solltet ihr auch dadurch einen furchtsamen Charakter hervorbringen. Besser euer Kind wird furchtsam und muthlos[1], als grausam. — Vielleicht ersticken wir dann eine künftige Heldenseele! — Desto besser! Eine Heldenseele ohne Menschlichkeit ist ein Unglück für die Menschheit.

Ein gewisser Edelmann, Raching, ließ, wenn er ein Gastmahl gegeben, dem Sklaven, der die

Wachskerze vorgetragen hatte, die Schienbeine entblößen, und die brennende Wachskerze so lange drauf halten, bis sie auslöschte; sie wurde dann wieder angezündet und drauf gehalten, und das so lange, bis die Schienbeine schwarz gebrannt waren. Gab der Unglückliche einen Laut von sich, oder bewegte sich von der Stelle, so hob er das Schwerdt auf und bedrohete ihn mit dem Tode. Je mehr er aber still weinte, desto lauter lachte der Unmensch. —

Einer von seinen Sklaven hatte eine Sklavin zwei Jahre lang aufs zärtlichste geliebt und Raching von Zeit zu Zeit gebeten, daß er doch in ihre Verheirathung willigen möchte. Aber dieser verzögerte sie vorsetzlich, um sich an ihrem Mißmuth, an ihrer unbefriedigten Sehnsucht zu ergötzen. Endlich war die Geduld der beiden Liebenden erschöpft; sie flüchteten sich in eine Kirche, die sichre Freistätte der Verbrecher und Unschuldigen, und ließen sich von dem Priester den Segen geben. Als Raching erfuhr, wo sie wären, verlangte er, daß der Priester die beiden Sklaven, die sein Eigenthum wären, auslieferte. Allein dieser antwortete, daß es unter keiner andern Bedingung geschehen würde, als wenn er eidlich verspräche, daß er sie nicht nur nicht trennen, sondern auch mit aller körperlichen Strafe verschonen wollte. Raching wollte an-

fangs diesen Eid nicht ablegen, und besann sich eine Weile, endlich aber schwur er doch beim Altare, daß er ihre Verbindung nicht wieder trennen, sondern vielmehr darauf sehen wollte, daß sie stets verbunden blieben. Er äußerte dabei, daß es ihm zwar ärgerlich gewesen sei, daß sie sei wider seinen Willen geschlossen hätten, aber er wolle es hingehen lassen, weil sie ihm treu gedient hätten. — Der Priester glaubte nun alles zur Sicherheit der beiden Liebenden gethan zu haben, und lieferte sie ihrem Herrn aus. Kaum aber hatte er sie wieder in seinen Mauern, so ließ er einen dicken Baum fällen, den Stamm von Wurzel und Aesten abschneiden, in zwei Hälften spalten und aushöhlen. Drauf ließ er, nach der Länge des Stammes, eine Grube drei oder vier Fuß tief ausgraben und dahinein die eine Hälfte des ausgehohlten Stammes, wie einen Sarg, bringen. In diesen wurde das Mädchen mit einem Sterbekleide gelegt und ihr Liebhaber oben drauf geworfen; auf ihn legte man die andre Hälfte des Baumstammes, als Decke, und füllte das Loch, wie ein Grab, mit Erde an. Ich versprach, sagte Raching, dem Pfaffen, sie nicht zu trennen, sie können nicht enger verbunden seyn und werden auf diese Weise stets beisammen bleiben. — — Diese Schandthat wurde dem Priester sogleich hinter-

bracht, der ohne Verzug außer Athem herbei eilte, kraft seines priesterlichen Amtes dem Raching die schrecklichsten Vorwürfe machte, und ihm befahl, daß er den Augenblick in seinem Beiseyn das Loch wieder aufgraben ließe. Es geschahe. Der Sklav lebte noch, aber das Mädchen blieb todt.

V.

Der letzte Act im Leben des galanten Pabsts Johannes XII. — Aus Liutprand. de reb. per Europ. gestis.

Im Jahre 962. schickte Johann der Zwölfte Gesandte an Kayser Otto den Großen, und bat ihn bei Gott, bei den seligen Aposteln Petrus und Paulus, daß er doch nach Italien kommen, und das unglückliche Land sowohl, als die römische Kirche von der Herrschaft des Herzogs Berengar, der in ganz Italien gefürchtet wurde, befreien möchte. Viele andere italienische Große vereinigten ihre Bitten mit der des Papsts, und ersuchten den Kayser seine Reise so viel als möglich zu beschleunigen. Otto ließ sich durch die rührende, von Thränen über Berengars Tyrannei begleitete Vorstellung der Gesandten bewegen, machte seinen Sohn, der noch sehr jung war, zu seinem Nachfolger, im Fall er in Italien sterben sollte, und kam mit seinen Truppen sehr schnell nach Italien. Berengar, der sein

Glück nicht zu kühn versuchen wollte, flüchtete sich bei Ottos Ankunft. Der edle Kayser gab allen, die vom Berengar beraubt worden waren, ihre Güter zurück, erwarb sich allgemeine Liebe und hielt einen feierlichen Einzug in Rom. Johann der Zwölfte salbte und krönte ihn bei dieser Gelegenheit zum römischen Kayser, und erhielt von ihm nicht nur alle Güter zurück, welche der Kirche von Berengas waren entzogen worden, sondern auch noch überdieß eine Menge Gold und Edelsteine, so daß beide äußerst zufrieden mit einander waren. Doch nöthigte der Kayser den Pabst, dessen Unbeständigkeit ihm wohl bekannt war, zu einem Eide auf den Leichnam des heiligen Petrus, daß er auf keinen Fall sich wieder mit Berengar oder Adalbert, oder ihren Anhängern verbinden sollte. Nachdem der Papst diesen Eid geleistet hatte kehrte der Kayser wieder nach Deutschland zurück.

Wem vielleicht jener Eid überflüßig oder für den Pabst beleidigend schien, wird sehen, daß der Kayser nicht ohne Grund handelte und seinen Mann kannte. Denn kaum hatte der Kayser Deutschland wieder betreten, so vergaß der Pabst seinen Eid, entboth Adalbert zu sich, und verband sich nicht blos aufs neue mit ihm, sondern versprach ihm selbst gegen seinen Retter, den Kayser, Hülfe an Geld und Truppen. Als der Kaiser, dem eine so schnelle Sinnesänderung selbst unerwartet war, die

Bestätigung dieser Nachricht von mehrern Seiten erhielt, schickte er einige vertraute Personen nach Rom, um zu erfahren was eigentlich an der Sache sey, und warum Johann sobald seinen Eid gebrochen habe. Diese brachten denn nicht von einigen wenigen, sondern fast vom ganzen römischen Volk die Antwort, daß man sich gar nicht wundern dürfe, wenn der Pabst den Kayser, seinen edelmüthigen Befreier, hasse. Der Kaiser führe Gottes Sache, liebe die heilige Religion, sei tapfer, sorge für reine Sit- und weise Gesetze; daher müsse ihm ja der Pabst, ein geschworner Feind alles Guten feind seyn; der Teufel hasse ja den Schöpfer auch. Die Schandthaten des Pabstes wären aller Welt bekannt. Er habe einer seiner Beischläferinnen, der Wittwe eines Officiers, die Einkünfte mehrerer Städte verliehen, und ihr noch überdieß eine Menge goldner Kreuze und Kelche aus den Kirchen geschenkt; neben dieser habe er noch eine andere Beischläferin, Namens Stephane, — die sich für Stolz vom Pabst schwanger zu seyn, kaum lassen könne — der Päbstliche Pallast, einst eine Wohnung tugendhafter und heiliger Männer, sei ein H********s geworden, wo sogar Blutschande getrieben werde. — Jedermann wisse, daß ehrbare Weiber nicht mehr in die Peterskirche gehen wollten, weil er nicht lange vorher Weiber und Jungfrauen daselbst geschändet habe; — er trage keine Sorge, daß die Kirche im baulichen Wesen erhalten würde; das Wasser laufe

strohmweiß durch die Dächer auf dem Altar; man könne nicht, ohne Gefahr erschlagen zu werden, bei der Kirche vorüber, geschweige den hineingehen. Gemeine und vornehme Weiber seien ihm zur Befriedung seiner Lüste gleich. — Damit er diese seine Schandthaten ungestraft treiben könne, habe er Adalbert nach Rom gerufen; denn dieser sei nicht besser als der Pabst selber.

Auf diese Nachricht antwortete Otto: der Pabst sei noch ein Kind; das Beispiel tugendhafter Männer könne ihn noch bessern; er hoffe ihn durch Verweise und liebreiche Ermahnungen von seinem bösen Wege abzubringen, und das Ehrgefühl bei ihm rege zu machen. Er machte sich auch unverzüglich auf die Reise nach Italien, bestieg bei Pavia ein Schiff, und fuhr auf dem Po nach Ravenna und belagerte das Schloß, in welchem sich Berengar aufhielt. Dahin schickte Johann seinen ersten Archivar nebst einen römischen Senator Demetrius, um den Kayser zu erklären, daß er im Feuer der Jugend wohl einige Kinderstreiche gemacht haben könne, daß aber nun die Zeit gekommen sey, wo er als ein vernüftiger Mann leben wolle. Zugleich warf er jedoch den Kayser vor, daß er einen gewissen Bischoff Leo und den Cardinal Johann, die sich gegen ihn, den Pabst, widerspenstig bezeigten, in seinen Schutz genom-

men; ferner, daß er sein gegebenes Wort bräche, indem er sich von den Städten, die er jetzt in Besitz genommen, den Eid der Treue schwören ließe, der doch eigentlich ihm, dem Pabst, als Herrn geschworen werden müßte. — Hierauf antwortete ihm der Kayser, daß er seine versprochene Bekehrung mit Vergnügen vernommen habe, und ihm dazu Glück wünsche. Aul deu Vorwurf als ob er sein Wort gebrochen, diene zur Antwort; daß er sich den Eid der Treue nicht schwören lasse nm die Städte und Dörfer, welche der Kirche gehörten, für sich zu behalten, sondern zu seine Sicherheit; daß er sogleich alles was er von der Kirche im Besitz habe, ausliefern werde, wenn Berengar und seine Anhänger den Kirchenstaat verließen. — Die beiden Menschen endlich, deren er erwähnt habe, seien nicht in seinem Schutze, sondern seine Gefangne; er, der Pabst, habe sie ja, wie er wohl wisse, nach Constantinopel geschickt, um ihn beim griechischen Kayser anzuschwärzen. Ueberdieß wolle er ihm noch melden, daß ihm seine andere Treulosigkeit, die er begangen, sehr gut bekannt sey; er habe einen gewissen Saleccus, einen Bulgaren, der in Ungarn erzogen worden, und einen andern, Namens Zachäus, einen schlechten und unwissenden Menschen zum Bischoff geweiht und nach Ungarn geschickt, um diese Barbaren zu einem Einfall in das römische Reich aufzuwiegeln; er, der Kayser, habe dem Haupte der Christenheit eine solche unchristliche That

nicht zugetraut, wenn er nicht seine Hand und sein Siegel selbst gesehen.

Der Pabst konnte seinen Unwillen über die Antwort des Kayfers nicht ganz verbergen; indeß verstellte er sich so viel als möglich und nahm die Gesandten desselben freundlich auf. Sie mußten acht Tage warten, ehe sie Antwort erhielten, und der Pabst schrieb unterdessen an Adalbert und bat ihn dringend nach Rom zu kommen. Kaum waren die Gesandten abgereiset, so erschien Adalbert in Rom und wurde vom Pabste mit großer Auszeichnung empfangen. Die Römer, welche wegen dieser Insolenz des Pabstes für ihre Stadt alles fürchteten, schickten heimlich Abgeordnete an den Kayser, die ihm die Ergebenheit der Stadt versichern und ihn bitten mußten, nach Rom zu kommen. Er schlug auch bald sein Lager bei Rom auf, worauf der Pabst und Adalbert die Stadt verließen. Am nächsten Tage hielt der Kayser unter den Frohlokken des Volks seinen Einzug; man schwur ihm den Eid der Treue, und versprach, daß man ohne seine und seines Sohnes Bewilligung keinen neuen Pabst wählen wollte. Drei Tage darauf berief der Kayser auf Bitten der Geistlichkeit und des Volks eine Kirchenversammlung, wobei die ganze Miliz unter Waffen war, und eröffnete dieselbe mit folgender Anrede:

Es würde dem Herrn Pabst wohl anstehen, wenn er dieser erhabnen und heiligen Versammlung beiwohnte; sagt ihr heiligen Väter, die ihr mit ihm die Sorge für die Kirche theilt, warum er nicht erschienen ist?

Hierauf antwortete der Sprecher:

Wir wundern uns billig, daß Kayserl. Majestät uns um eine Sache fragt, die selbst Indier und Babylonier wissen. Auf diesen Pabst kann nicht einmal angewendet werden, was Christus von den falschen Propheten sagt, daß sie in Schaafskleidern einhergehen, inwendig aber reißende Wölfe sind; er nimmt nicht einmal einen Schaafpelz um, sondern wüthet als ein reißender Wolf ohne Schaam und Scheu, und verrichtet des Teufels Geschäfte.

Der Kayser erwiederte:

Es ist Rechtens, daß die Klagepunkte gegen den Abwesenden, namentlich und deutlich angegeben werden, damit man darnach eine Entscheidung abfassen möge.

Nun standen zwei Cardinäle und ein Bischoff auf und bezeugten, daß sie mit ihren Augen gesehen, wie der Pabst einen Diaconus im Pferdestall ordinirt, daß er sich die Ordination nach einer hohen Taxe bezahlen lassen, und sogar ein Kind von 10 Jahren zum Bischoff gemacht habe. — Seine Entheiligungen der Kirche und des Gottesdienstes

wären jedermann bekannt. — Er habe mit einer Witwe, seines Vaters Beischläferin, und noch einer andern Witwe und zugleich mit ihrer Niece in unanständiger Vertraulichkeit gelebt, und den Päbstl. Pallast mit seinen Gräueln befleckt. — Benedict, der ihn aus der Taufe gehoben, habe er die Augen ausstechen, den Cardinal Johann combatisiren lassen; — er trage Harnisch und Schwerdt und gehe öffentlich in weltlicher Kleidung auf die Jagd. — Er habe auf die Gesundheit des Satans Wein getrunken, und beim Bretspiel die heidnischen Götter Jupiter und Venus um Hülfe angerufen. — Er warte den Gottesdienst nicht gehörig ab, und mache das Kreuz nicht vor sich.

Nachdem der Kayser dieses alles angehört hatte, ließ er den Bischöffen, welche die deutsche Sprache nicht verstanden, durch einen Dollmetscher folgende Antwort geben:

Es ist, wie wir aus Erfahrung wissen, oft der Fall, daß Männer in hohen Aemtern den Neide am meisten ausgesetzt sind, daß die guten Menschen den Bösen, und die Bösen den Guten mißfallen. Dieses muß ich nach dem Eindrucke, den eure Anklage auf mich macht, in dem vorliegenden Falle fast auf euch anwenden und bekennen, daß ich in Zweifel bin, ob eure Anklage gegen den Herrn Pabst aus Eifer für die gute Sache, oder aus Neid entstanden sei. Daher

Daher beschwöre ich Unwürdiger, kraft der Autorität, welche mir verliehen worden, Euch bei Gott dem Allwissenden, den niemand betrügen kann, ob er auch wollte; bei der Mutter Gottes, der unbefleckten Jungfrau, bei den Leichnam des heiligen Petrus, daß ihr euch keine Beschuldigung gegen den Herrn Pabst erlaubet, welche ihr nicht beweisen, oder durch tugendhafte und rechtliche Männer könntet beweisen lassen.

Hierauf antworteten die Bischöffe, die Diakonen und das ganze Volk wie Ein Mann:

Wenn der Pabst Johannes nicht alle die Bubenstücke, welche eben vorgetragen worden, ja noch viel schändlichere begangen hat, so möge uns dereinst der Apostel Petrus unsre Sünden nicht vergeben, sondern den Himmel vor uns verschließen; so wollen wir verflucht seyn, und zur Seite des Weltrichters unter denen stehen, zu welchen er sagen wird: Gehet hin in das ewige Feuer. — Glaubt Kaiserl. Majestät uns nicht, so mögen ihre eignen Soldaten bezeugen, daß sie den Pabst mit Rüstung, Helm und Schwerdt am Ufer der Tiber gesehen und beinahe gefangen haben.

Das bezeugen meine Soldaten, antwortete der Kaiser, und nun wurde beschlossen, den Pabst einen Brief zuzuschicken, daß er sich auf der Kir-

chenversammlung einfinden, und von den Beschuldigungen, die gegen ihn vorgebracht worden wären, reinigen möchte. Der Brief lautete also:

Dem allgemeinen Pabst Johannes, Otto von Gottes Gnaden römischer Kayser:

Wir haben die Ligurischen, Toskanischen, Sächsischen und Fränkischen Bischoffe, welche im Dienste des Herrn nach Rom gekommen, die Cardinäle und Diakonen, eure Söhne und das gesammte Volk befragt; warum ihr jetzt von eurer Residenz und unsrer Versammlung abwesend wäret, und darauf von euch so schändliche Dinge gehört, daß sie einen Komödianten, hätte er sie gethan, Schande machen würden. Damit sie euch nicht unbekannt bleiben, wollen wir sie nur kürzlich anneigen; denn wenn wir ausführlich seyn wollten, würde zur Beschreibung ein ganzer Tag nicht hinreichen. Wisset also, daß ihr nicht von einigen sondern von allen, Geistlichen sowohl als Weltlichen, des Mordes, des Meineides, des Kirchenraubes und einer doppelten Blutschande bezüchtigt seyd. Ihr sollet sogar — was man ohne Schrecken und Abscheu nicht aussprechen kann — auf die Gesundheit des Teufels getrunken, und beim Spiele die Hülfe heidnischer Gottheiten angerufen haben. Wir bitten und beschwören also Ew. Väterlichkeit, bei uns zu erscheinen, und Euch von den Beschuldigungen,

so gegen euch vorgebracht worden, zu reinigen. Fürchtet ihr Gewalt und Unrecht, so schwören wir euch, daß euch nichts anders anders geschehen soll, als was nach den Kirchengesetzen recht ist.

Der Pabst antwortete ganz kurz, nicht dem Kayser, sondern den Bischöffen:

Johannes Bischoff, der Knecht aller Knechte Gottes, an die sämmtlichen Bischöffe. Ich höre, daß ihr einen neuen Pabst wählen wollet; thut ihr dieß, so belege ich euch auf Befehl des allmächtigen Gottes mit dem Bann, und verbiete euch einen Priester zu ordiniren oder Messe zu halten.

Darauf versammelten sich die Bischöffe von neuen, und es wurde im Namen des Kayfers und der versammelten Bischöffe folgendes Schreiben an den Pabst gesendet:

— — — Wir haben euch vor kurzem einen Brief zugeschickt, in welchem die Anklagepunkte gegen euch kürzlich angedeutet waren, und euch gebeten, euch vor uns zu verantworten. Darauf haben wir von euch eine Antwort erhalten, welche die Spuren der lächerlichsten Eitelkeit an sich trägt. Ihr thut uns in den Bann und untersagt uns die geistlichen Verrichtungen, wenn wir an eurer Stelle einen andern Pabst wählten.

Wir an unserm Theile geben euch zweierlei zu bedenken. Wenn ihr nämlich vor unsrer Versammlung erscheint, und eure Vertheidigung gehörig führen könnet, so werden wir euch sonder Weigerung für unsern rechtmäßigen Pabst erkennen und Gehorsam leisten. Solltet ihr aber nicht erscheinen — was wir jedoch nicht fürchten, weil wir wissen, daß euch kein wichtiges Hinderniß abhält — so werden wir euren Bannfluch gar nicht fürchten, sondern vielmehr euch selbst in den Bann thun, was wir auch nach allem Rechte können. Judas, der Jesum Christum verkaufte und verrieth, hatte wie die übrigen Jünger Jesu, die Macht erhalten zu binden und zu lösen; sein Binde- und Löseschlüssel blieb so lange in Kraft, als er ein redlicher Jünger Jesu war. Nachdem aber sein Geiz ihn zum Verräther an seinen Herrn und Meister gemacht hatte, konnte er weiter niemand binden als sich selbst, nämlich mit dem Strick, an welchem er sich erhieng.

Die Gesandten, welche mit dem Brief an den Pabst geschickt waren, kamen nach drei Tagen wieder und sagten, daß sie den Pabst nirgends hätten finden können. Er solle auf die Jagd gegangen seyn, aber niemand wisse wohin. Hierauf berief der Kayser noch einmal die Kirchenversammlung zusammen, und fragte was man zu thun gedächte? Man schlug ohne Umstände vor, einen neuen Pabst

zu wählen, den Cardinalsekretair Leo, ein sehr rechtschaffner Mann, der dann auch mit den gewöhnlichen Ceremonien auf den päbstlichen Stuhl erhoben wurde, und vom nämlichen Volke den Eid der Treue empfieng.

Nachdem der Kayser dieses für ihn in mehr als einer Rücksicht misliche Geschäft vollendet hatte, gab er einem Theil seiner Soldaten die Erlaubniß nach Hause zurückzukehren, damit die Menge derselben dem römischen Volke nicht zur Last fiele; er für seine Person blieb mit einer mäßigen Anzahl treuer und tapfrer Krieger in Rom. Kaum hörte Johann dieses, als er heimliche Emissairs nach Rom schickte, die dem verdorbenen und habsüchtigen römischen Volk alles Geld, welches die römischen Kirchen besäßen, versprechen mußten, wenn sie unvermuthet über den Kayser und den neugewählten Pabst herfallen und beide ermorden wollten. Die Römer, welche in den damaligen Zeiten wegen ihrer Treulosigkeit schon so berüchtigt waren, daß man einen treulosen Menschen einen Römer nannte, rechtfertigten auch dießmal den Schimpf ihres Namens, und ließen sich durch das versprochene Geld blenden. Sie verrennten die Tiberbrücke durch Wagen, und zogen auf ein gegebenes Zeichen gegen den Kaiser aus, der eben auf der Tiberbrücke ihnen entgegen kam, und von der Verrätherei nichts wußte. Mit wilden Geschrei stürzten sie auf ihn

los; allein die Krieg gewohnten Soldaten des Kayſers empfingen ſie ſo entſchloſſen und muthig, daß die Niederträchtigen gleich nach dem erſten Angriffe zurückwichen. Sie ſuchten ſich in allerlei verborgne Winkel, ſogar in heimliche Gemächer zu verbergen, wurden aber von den Kaiſerlichen Soldaten hervorgezogen und ohne Barmherzigkeit zuſammengehauen. Otto's Krieger waren über die Treuloſigkeit, die man an ihrem Herrn hatte begehen wollen, ſo aufgebracht, daß ſie die ſämmtlichen römiſchen Bürger ermordet haben würden, wenn der Kayſer ſie nicht mit Gewalt zurückgehalten hätte. Er nahm ſogleich zu ſeiner Sicherheit aus den vornehmſten Familien Geiſeln, ließ ſie aber auf des Pabſts Bitten, der ſich dem Kaiſer zu Füßen warf, wieder loß, ohngeachtet er ihrer Treue wenig zutraute. Von Rom aus reiſte er nach Spoletv, wo ſich Adalbert aufhielt, und ließ den guten Leo unter den Römern, wie ein Lamm unter den Wölfen.

Während der Abweſenheit des Kayſers wiegelten einige römiſche Damen, mit denen der Papſt in verbotner Vertraulichkeit gelebt hatte, das Volk von neuem auf, um den rechtmäßigen und mit ihrer Zuſtimmung gewählten Pabſt zu verwerfen, und Johann wieder in ſeine Würde einzuſetzen. — Auch dießmal handelte man weder klug noch rechtſchaffen; man ſuchte Leo gefangen zu nehmen, der ihnen auch

nur mit Mühe entkam und sich zum Kayser flüchtete, und rief den verworfnen Johann wieder zurück. Kaum war er wieder in die Stadt zurückgekommen, so ließ er dem Cardinalsecretair Azzo die Zunge, zwei Finger und die Nase abschneiden, dem Cardinaldiakon die rechte Hand abhauen. Ergrimmt über diese Gräuelthaten des Pabsts und die Niederträchtigkeit des römischen Volks, beschloß der Kayser eilig nach Rom zu gehen, und an beiden schreckliche Rache zu nehmen. Allein ehe er noch ankam, wurde Johann außerhalb Rom bei einer Frau, mit der man ihn im Ehebruch ergriff, erstochen, lebte aber noch acht Tage, und starb ohne das Abendmal zu nehmen, ob ihn gleich seine Freunde dringend darum baten. Sobald er todt war, wählten die Römer, dem Kayser zum troz, einen andern Pabst, den Cardinaldiakonus Benedikt, und schwuren auch denselben gegen den Kaiser und Leo männiglich zu vertheidigen. Der Kaiser rückte nun vor die Stadt, schloß sie hart ein, und drohte jeden verstümmeln zu lassen, der sich herauswagen würde. Nach einem hartnäckigen Widerstande zwang endlich der Hunger die Einwohner, dem Kayser die Stadt zu übergeben, Leo als rechtmäßigen Pabst anzuerkennen und Benedict auszuliefern. Dieser mußte in päbstlicher Kleidung vor den in der Peterskirche versammelten Bischöffen erscheinen, wo ihn der Archidiakon Benedict also anredete:

Was bewegte dich diese Kleidung zu tragen, so lange der ehrwürdige, von dir selbst gewählte Pabst Leo lebt? Hast du nicht, wie wir alle, dem Kayser versprochen, ohne seine und seines erlauchten Sohnes Bewilligung keinen neuen Pabst zu wählen?

Benedict antwortete: Habe ich gesündigt, so erbarmet euch meiner. Der edle Kayser, dem bei dieser demüthigen Antwort die Thränen über die Backen liefen, empfahl der Versammlung Mitleiden und Schonung gegen den Beklagten. Man möchte ihn fragen, und könnte oder wollte er sich nicht vertheidigen, so sollte man ihn, weil Gott barmherzig sei und vergebe, Barmherzigkeit angedeihen lassen. — Unverzüglich warf sich Benedict zu Leos Füßen, gestand daß er gefehlt, und die päbstliche Würde unrechtmäßiger Weise an sich gerissen habe. Er nahm den päbstlichen Mantel ab, und gab ihn, nebst seinem Stabe Leo, der ihn zerbrach und die Stücken dem Volk zeigte. — Hierauf ließ er Benedict vor sich auf die Erde setzen, und nahm ihm Läsel und Stola ab, mit den Worten: Wir entsetzen den vorgeblichen Pabst Benedict seiner Würde und des Presbyterats, doch soll er, in Rücksicht auf die Vorbitte kaiserlicher Majestät, Diaconus bleiben, und aus Rom verwiesen werden.

Als der Kayser wieder nach Deutschland zurückreiste, nahm er den uuglücklichen Benedict mit sich und ließ ihn nach Hamburg bringen, wo ihm alle Ehre erzeigt wurde; ja man glaubt, daß er willens gewesen sey, ihn nach Leo's Tode zum Pabst zu machen, allein Benedict starb zu bald ao. 965. und wurde in Hamburg begraben.

VI.

Schattenrisse einiger Bischöffe, nebst einer seltsamen Anekdote für Kanzelredner. Aus Gregor von Tours.

Zwei französische Bischöffe, Salonius und Sagittar, machten sich zu ihrer Zeit durch eine unerhörte Insolenz berühmt. Gleiche Gesinnung machte sie zu Freunden, und sie zeichneten sich gleich nach dem Antritt ihrer Aemter durch Räuberei, Mord und Ehebruch aus. Als eines Tages ein benachbarter Bischoff, den sie schon längst haßten, sein Geburtsfest feierte, ließen sie ihn durch einen Haufen Fußvolk, mit Pfeilen und Lanzen bewaffnet, in seinem Hause anfallen, ihm die Kleider vom Leibe reissen, seine Tisch- und Zimmergeräthschaften fortschleppen, und auf alle nur ersinnliche Weise mishandeln. Der beschimpfte Bischoff wendete sich mit seinen Beschwerden an den König Gunthram, seinen Landesherrn, der denn auch bald eine Ver-

sammlung von Bischöffen zusammen berief. Man untersuchte ihre Vergehungen, fand sie schuldig, und verurtheilte sie, ihre Bischoffswürde zu verlieren. Indessen erfuhren sie durch ihre Freunde am Hofe, daß der König in ihre Absetzung nicht gerade gewilligt habe, sondern ihnen noch einigermaßen geneigt sey. Daher beklagten sie sich bei demselben, daß man sie aus Haß und Rachsucht, folglich unrechtmäßig verurtheilt habe, und baten ihn, daß er es erlauben möchte, daß sie sich geradezu an den Pabst wenden und ihre Vertheidigung führen dürften. Der König bewilligte ihnen nicht nur ihr Gesuch, sondern gab ihnen sogar Empfehlungsbriefe an den Pabst mit, der ihre Sache unverzüglich vornahm, sie unschuldig befand, und dem Könige befahl, sie wieder in ihre Stellen einzusetzen. Dies geschahe denn auch, nachdem er ihnen einen derben Verweis gegeben, und sie zur Besserung ermahnt hatte. — Aber leider empfingen sie ihre Würden nur wieder, um neue Schandthaten zu begehen. aus Rache gegen den obenerwähnten Bischoff Victor suchten sie die Unterthanen desselben aufzuwiegeln; allein diese liebten ihren Bischoff zu sehr und gaben ihm Nachricht davon, und der großmüthige Bischoff verzieh ihnen.

Sie wohnten bald darauf dem Kriege, den der berühmte Mummolus mit den Longobarden führte, bei, waren wie Soldaten bewaffnet, und

schlugen viele Feinde mit eigner Hand. Die Bürger in den Städten, welche in ihren Sprengeln lagen, prügelten sie oft um Kleinigkeiten, meistens aber ohne alle Ursache bis aufs Blut, und trieben ungestört die gröbsten Ausschweifungen. Man klagte aufs neue über ihre Bosheiten, worauf sie der König zu sich entbieten ließ. Als sie angekommen waren, wollte sie der König nicht eher vor sich lassen, als bis sie von den Bischöffen, die beim König waren, gerichtet, und schuldig oder unschuldig befunden worden wären. Dieses nahmen sie sehr übel, schmäheten öffentlich auf den König und behaupteten, daß seine Söhne ihm in der Regierung nicht nachfolgen könnten, weil ihre Mutter vorher einen andern zum Manne gehabt hätte, da doch damals die rechtmäßige Erbfolge vom Vater allein abhieng. Der König, den ihre beispiellose Unverschämtheit außer Fassung setzte, ließ ihnen auf der Stelle alle ihre Bedienten, Pferde und Habseligkeiten nehmen und befahl, sie in ein entferntes Kloster einzuschließen und sie blos wie niedere Geistlichen zu behandeln. Zugleich schärfte er allen Obrigkeiten der Orte, wo sie durchkommen würden, ein, sie aufs strengste zu bewachen und mit niemand sprechen zu lassen. Allein ein Zufall befreite sie bald von dem Arrest, der Leuten ihres Charakters unerträglich seyn mußte; es wurde nämlich zu der Zeit der älteste Sohn des Königs krank. Der König, der alle mögliche Heilmittel

vergeblich angewendet hatte und äußerst betrübt war, fragte seine Bischöffe, warum ihn Gott so hart züchtige, und diese benutzten die gute Gelegenheit, ihm zu sagen, daß er doch wohl die beiden verwiesenen Bischöffe zu hart behandelt habe; man wisse nicht, ob Gott ihn durch die Krankheit seines Sohnes auf das begangene Unrecht habe aufmerksam machen wollen; es stehe zwar bei ihm, was er thun wolle, jedoch glaubten sie, daß es Pflicht des Vaters sey, alles zu versuchen, wodurch das Kind gerettet werden könne. Der König, auf den Aberglaube und väterliche Liebe gleich stark wirkte, schickte unverzüglich Gesandte an die beiden Bischöffe, die ihnen ihre Freiheit verkündigen und sie bitten mußten, für den kranken Sohn des Königs zu Gott zu beten. Sie sagten sogleich zu, was ihnen so wenig kostete und giengen in ihre Bisthümer zurück.

Nun schienen sie auch ganz andre Menschen geworden zu seyn. Sie brachten ihre Zeit mit lauter geistlichen Uebungen zu, sangen, fasteten, gaben Almosen und beteten alle Tage die sieben Bußpsalmen. Des Nachts beraubten sie sich des Schlafs, um sie mit Lesung erbaulicher Schriften und Nachdenken über sich nützlich anzuwenden, so daß jedermann sie ehrte und bewunderte Allein da der Mensch selten aus sich herausgeht, und seine Neigungen nur zuweilen schlafen, um desto thätiger zu

wirken, so brach auch bei ihnen ihre alte Gewohnheit die Dämme der Heiligkeit wieder durch. Sie brachten wieder, wie vormals, ganze Nächte mit Schmausen und Saufen zu, so daß sie noch tranken, wenn ihre Geistlichen schon in die Frühmette giengen. Wenn die Sonne aufgieng, lagen sie noch in ihren weichen Betten und schliefen bis spät in den Tag hinein. Nach dem Aufstehen giengen sie ins Bad und von da zur Tafel. Gegen Abend standen sie von der Mittagsmahlzeit auf und hatten die höchste Langeweile bis sie sich wieder zur Abendtafel setzen konnten. So gieng es alle Tage, und es ist zu glauben, was der Schriftsteller hinzufügt, daß sie auch das weibliche Geschlecht zu ihren Vergnügungen gezogen.

Indessen würde man ihnen vielleicht ihre unbischöffliche Lebensweise noch verziehen haben, wenn sie nicht wieder, wie vorher, Raub, Mord und andere Gewaltthätigkeiten verübt hätten. Da sie auch sich diese von neuem zu Schulden kommen ließen, so wurden sie von ihren Stellen verjagt und ihre Bisthümer durch andre ersetzt. Sie trieben sich lange in der Irre herum, und einer von ihnen blieb noch als Soldat in einem Treffen.

Unter die Bischöffe, welche gegen den französischen König Gunthram eine Verschwörung angezeddelt hatten, gehörte besonders Palladius, als einer der Hauptanführer, auf den der König besonders erzürnt war. Indessen kannte er ihn nicht persönlich, ob er gleich mit ihm bei dem berühmten Bischoff Gregor von Tour zu Orleans gespeißt hatte. Dieser Palladius sollte nun vor dem Könige in der Hauptkirche zu Orleans predigen. Als er einige Zeit gepredigt hatte, fragte der König nach seinem Namen, und man nannte ihn denn den Bischoff Palladius. Kaum hatte er diesen so verhaßten Namen gehört, so rief er voll Zorn, daß er lieber aus der Kirche gehen, als das Wort Gottes von einem solchen treulosen Menschen predigen hören wollte, und machte wirklich Anstalt fortzugehen. Die Priester, über die Demüthigung, welche Palladius wiederfahren sollte, bestürzt, stellten dem Könige vor, daß er ja ehegestern mit diesem Bischoff gespeißt und von seinen Händen den Segen empfangen habe, und versicherten, daß sie, wenn sie hätten vermuthen dürfen, daß er dem Könige mißfiele, gern einem andern die Predigt aufgetragen haben würden; er möchte doch erlauben daß der Redner fortfahre, man könne ihn ja, wenn seine Vergehungen erwiesen würden, nach den Kirchengesetzen zur Strafe ziehen. Durch diese bescheidnen Vorstellungen wurde der König besänftigt; der Bischoff, welcher sich voll Schaam in die Sakristei

begeben hatte, mußte fort predigen und wurde vom König zur Tafel gezogen. Aber leider betrug er sich auch da nicht zu seinem Vortheil. Denn er und ein andrer Bischoff, Namens Bertrand, machten sich, nachdem der Wein ihre Köpfe erhitzt hatte, wegen Ehebruch, Hurerei uud Meineid öffentlich die schändlichsten Vorwürfe. Den Hofleuten gab dies eine schöne Gelegenheit, über die geistlichen Herren zu lachen; aber die vernünftigen, besonders die rechtschaffenen Bischöffe seufzten im Stillen, daß der Teufel, wie Gregor sagt, auch unter die Diener des Herrn Unkraut säete. Beide mußten dem König Bürgen und Kaution stellen, daß sie sich auf der nächsten Kirchenversammlung einfinden wollten.

VII.

Geistlicher Stolz.

Der König von England, Johann, hatte seine Französischen Provinzen in dem Kriege mit Philipp August größtentheils eingebüßt; seine Unterthanen waren schwierig und an dem die Waffen gegen ihn zu ergreifen, und er verfiel auch zu gleicher Zeit mit dem furchtbaren Pabst Innocenz III. in Streitigkeiten über die Wiederbesetzung des Erzbisthums Canterbury. Der Pabst that ihn darüber in den Bann, belegte sein Reich mit dem Interdikt, erklärte ihn der Krone verlustig, entließ seine Unterthanen der Pflicht der Treue, und trug dem Könige Philipp die Execution auf, welcher sich auch gleich dazu rüstete. Johann, der sich seines Feindes, es koste was es wolle, entledigen wollte, bat den Pabst um Frieden. Der Legat desselben, Pandolt, erklärte, daß er ihn nicht anders erhalten, auch sein Reich gegen Philipp August nicht besser sichern

könnte, als wenn er es zu einem Lehn der römischen Kirche machte. Der König, dem weiter keine Wahl übrig war, unterwarf sich dieser Bedingung. Die Cerimonie, womit diese Uibertragung geschahe, war äußerst demüthigend. In der Kirche zu Dovre wurde am 16. Mai 1213. ein Thron errichtet, den der päpstliche Legat einnahm. Johann kniete vor demselben ohne Waffen nieder, schwur in seine Hände den Eid der Treue, legte ihm Krone und Scepter zu Füßen, und überreichte ihm einen Theil des Lehntributs, der zu tausend Mark jährlich festgesetzt war. Der stolze Priester warf das Geld zur Erde und trat es mit Füßen. Er behielt Krone und Sc pter fünf Tage in seinem Hause, und erklärte, daß ihre Zurückgabe eine besondere Gnade des römischen Hofes sey. Rapin Thoyras Gesch. von Engl. II. 143. Hume Gesch. von Engl. T. I. 357.

Wie, sagte einst der Jesuit Neidhardt, der Liebling und Minister der Königin Anna von Spanien, zu den Spanischen Großen, ihr wagt es, mir zu widersprechen, da ich alle Tage euern Gott in meinen Händen, und eure Königin zu meinen Füßen habe. S. Robertsons Gesch. Karls V. Th. I. nach der Remerschen Umarbeitung.

Wenn man diese Züge von Grausamkeit, Sittenlosigkeit und Stolz, zu denen man noch tausend

andere Belege überall findet, erwäget, so kann man von dem geistlichen Stande in den damaligen Zeiten kein günstiges Urtheil fällen. Allein wenn man glaubt, die Laien, hoch und niedrig, seyen besser gewesen, so irrt man. Eben die Sittenlosigkeit, eben die Raub- und Mordsucht zeichnete auch diese aus, wovon ich schon Beispiele geliefert habe und noch liefern werde. Wie sehr irrt mau also, wenn man die Sitten jener Zeit und den Grad der Herzensgüte nach den ewigen Ritterromanen beurtheilt.

VIII.

Schilderung der Soldaten im vierzehnten und funfzehnten Jahrhundert. v. Nicol. de Clemang. Epp. ad Joanne d. Gerson. Ep. 59. übers. von Meiners.

— — Anstatt daß unsre Krieger den Staat und die Kirche vertheidigen sollten, wüthen sie allenthalben, wie auf feindlichem Boden, mit Schwerdt und Feuer, am meisten aber gegen die Güter der Kirche. Wenn sie an einen Ort kommen, so ist ihre erste Frage, welche Güter den Klöstern oder der Kirche gehören. Sobald sie dieses erfahren haben, fallen sie wie reissende Wölfe über das Eigenthum der Kirche her, verzehren und nehmen nicht blos was sie brauchen, sondern zerstören auch noch vieles, was sie gar nicht nutzen können. Kein Huhn, kein Kalb, Lamm oder ander Stück Vieh bleibt unverschont. Der arme Bauer wäre noch glücklich, wenn seine Räuber sich mit dem befriedigten, was sie in seiner Hütte oder in seinem

Stalle vorfänden. Aber sie zwingen ihn noch überdies durch die schrecklichsten Mißhandlungen, daß er in die Stadt gehen und seinen Gästen Gewürze, fremde Weine, Schuhe, Stiefeln und Kleider kaufen muß, wenn er gleich kaum so viel hat, daß er seinen Leib, sein Weib und Kinder nothdürftig erhalten und bedecken kann. Neben der Zusammenschleppung von Eßwaaren ist die erste Beschäftigung dieser Krieger, die wie ein Donnerwetter in die Dörfer brachen, daß sie alle Schränke und Kisten, alle Zimmer, Keller und Winkel mit Gewalt öffnen und aufs genauste durchsuchen, um Sachen von Werth aufzufinden, welche sie mit gieriger Wuth an sich reissen. Sie führen daher gewöhnlich Wagen mit sich, auf welche sie ihren Raub packen, und ich habe selbst oft gesehen, daß sie ganze Dörfer so rein ausgeplündert hatten, daß nicht einmal ein Salzfaß, eine Lampe, ja daß im härtesten Winter den Einwohneru nicht einmal ein grober Sack übrig geblieben war, in welchen sie ihren Leib einwickeln konnten. Alles Hausgeräthe, alle Früchte, alles Vieh, was sie nicht mitnehmen können, müssen die Besitzer um willkührliche Preiße auslösen, oder wenn sie es nicht können, vernichtet man es auf die unbilligste Art. Vor dem Aufbruche ist nichts gewohnlicher, als daß sie Männer, Weiber und Kinder nackt aus ihrem Lager hervorziehen, und mit dem Degen in der Faust so lange bedrohen und martern, bis diese zuletzt

auch ihr Leben gekauft, oder kleine Schätze, die sie etwa verborgen, entdeckt haben. Sie schänden die Weiber und Töchter des wehrlosen Landmannes und die Nonnen. Der größte Theil dieser Wüthriche rühmen sich zwar, Edelleute zu seyn, es sind aber nur wenige unter ihnen. Die größte Zahl besteht aus entlaufenen Knechten oder verdorbenen Handwerkern, aus Verjagten, Dieben, Räubern, Ehebrechern und Mördern. So bald als irgend ein Kriegszug angekündigt wird, strömen aus den Städten alle bösen Schuldner, Hurer und Spieler, alle Mörder und Räuber aus ihren Schlupfwinkeln zusammen, um ihre Dienste anzubieten. Gleich nachdem sie sich gemeldet haben, kündigen sie dem Bürger und Landmann, den Wittwen und Waisen den Krieg an, so wie den Klöstern und Kirchen, und nun wagt es keine obrigkeitliche Person mehr, ihre Gewaltthätigkeiten zu bestrafen. So furchtbar dieses Gesindel seinen Mitbürgern ist, so verächtlich ist es dem Feinde. — Einer trägt einen halb verrosteten Degen, der andre eine zerbrochne Lanze, eine alte Armbrust, oder einen schlechten Bogen und stumpfe Pfeile; ihre Pferde nehmen sie, wo sie dergleichen finden, selbst dem Bauer vom Pfluge weg. Diese Menschen werden schlecht, oft gar nicht bezahlt. — —

IX.

Uiber Treue und Glauben im Mittelalter, nebst einer Anleitung, sein Wort nicht zu halten, ohne es zu brechen. S. Gregor v. Tour.

Gundoald wurde für einen Sohn des fränkischen Königs Chlotar gehalten, und war es auch wahrscheinlich, wurde aber von seinem Vater gehaßt, und hatte sich deswegen immer außer Landes aufgehalten. Nach dem Tode seines Vaters suchte er durch Vorschub des griechischen Kaisers und einiger fränkischen Großen und Bischöffe einen Theil seiner väterlichen Gürer, welche der König Gunthram besaß, wieder zu erlangen, und drang mit einer ansehnlichen Armee in Frankreich ein, eroberte auch mehrere Städte. Endlich aber nöthigte ihn doch sein Unstern, sich mit seinen Schätzen und dem Reste seiner Truppen in die Bergstadt Convens einzuschließen, wo er von einem zahlreichen Heere des Königs Gunthram belagert wurde. Man bestürm-

te die Stadt lange vergebens und die Besatzung wehrte sich fürchterlich, besonders die zwei Feldherren des Gundoald, die ihn hauptsächlich zur Rückkehr in seine Erbstaaten vermocht hatten, und die er als seine treusten Freunde liebte und ehrte. Aber leider verließen ihn diese, besonders Mummolus, auf eine niederträchtige Weise. Die Belagerer schickten nämlich insgeheim an Mummolus und ließen ihm vorstellen, daß ihm Gundoald seine Anhänglichkeit doch nicht werde belohnen können, und es folglich klüger sey, ihn zu verlassen und sich dem König Gunthram zu unterwerfen. Mummolus, der die Sache von eben der Seite ansahe, machte anfangs einige Schwierigkeiten, erbot sich aber am Ende doch Gundoald auszuliefern und die Stadt dem König Gunthram zu übergeben, wenn man ihm Sicherheit seines Lebens verspräche. Dieses versprachen sie ihm für ihre Person unbedingt, und gaben ihm zugleich die Versicherung, daß wenn auch der König Anstand nehmen sollte, ihn zu begnadigen, sie ihn in eine Kirche bringen wollten, wo er vollkommen sicher wäre. Diese Versicherung wurde mit einem feierlichen Eide bekräftigt. Nachdem die Gesandten sich entfernt hatten, begab sich Mummolus mit dem andern General Waddo und dem Bischoff Sagittar zu Gundoald, und trugen ihm die Sache vor. Sie erinnerten ihn, daß sie den Eid, den sie ihm vorher geschworen, ihn aus allen Kräften zu dienen, bis jetzt redlich gehalten

hätten, und auch noch in diesem Augenblick seine treuen Diener wären. Jedoch, da seine Umstände sich so verändert, und das Schicksal ihn durchaus verlassen hätte, wollten sie ihm den freundschaftlichen Rath geben, sich seinem Vetter freiwillig zu unterwerfen; denn sie wüßten von guter Hand, daß ihm, wenn er diesen Schritt freiwillig thäte, das Leben geschenkt werden würde, besonders weil noch so wenige von der königlichen Familie übrig wären, und der König Gunthram besorgte, der Stamm möchte endlich gar aussterben. — Allein Gundoald, der unter der freundschaftlichen Decke die wahre Gestalt der Sache wohl erkannte, antwortete mit einem Thränenstrome: Ihr wisset, daß ich auf eure Einladung in dieses Land gekommen bin; euch habe ich meine Schätze anvertraut, auf euch, nächst Gott, meine ganze Hoffnung gesetzt und euch mein ganzes Herz eröffnet; durch euch wollte ich mein väterliches Erbe regieren. wenn ihr lügt, habt ihrs mit Gott zu thun, der meine Sachen richten und mich rächen wird. Aber Mummolus betheuerte ihm aufs heiligste, daß hier keine Verrätherei statt fände, und daß ihm am Thore rechtliche Männer erwarteten, die ihn ins Lager des Königs führen würden. Noch bat er ihn, sein, des Mummolus, Wehrgehenk und Degen, das er bisher getragen, und das vermuthlich sehr prächtig war, abzulegen, und sein eignes zu nehmen, damit er nicht zu stolz und prächtig vor

seinem Vetter erschiene.*) Der Prinz, der den bloßen Worten seines Generals nicht trauete, forderte einen Eid von ihm, daß ihm kein Leid geschehe, und Mummolus leistete ihn ohne Bedenken. Darauf giengen beide zum Thore hinaus, und wurden von zweien Grafen, Bollo und Boso, in Empfang genommen. Sie waren nicht weit gegangen, als Mummolus sich schnell umkehrte und mit seinen Soldaten in die Stadt zurückgieng, worauf die Thore geschlossen wurden. Gundoald, der jetzt die gealndete Falschheit des Mummolus ungezweifelt bestätigt sahe, hub seine Hände gen Himmel und rief: Ewiger Richter, Rächer der Unschuld, gerechter Gott, dem kein Lügen gefällt, strafe die, welche mich treulos meinen Feinden übergeben haben; ich befehle dir meine Sache.

Als sie sich eine ziemliche Strecke von der Stadt entfernt hatten, stieß ihn Bollo von hinten nieder und wollte ihn mit der Lanzo durchbohren, aber Gundoalds Harnisch hielt den Stoß ab. Er sprang auf und wollte nach der Stadt zurück, aber Boso schmetterte ihn mit einem Steine auf den Kopf, daß er zur Erde niederstürzte und todt blieb. Nun kamen die Soldaten Haufenweise herbei, durchbohrten ihn mit unzähligen Lanzen, banden

---

*) Dieser Zug ist Charakteristisch.

ihm Stricke an die Füße und schleppten ihn durchs Lager. Am andern Morgen wurden seine Schätze aus der Stadt geholt und alle Einwohner niedergemacht. Man ermordete die Priester am Altare, und verwandelte die Stadt in einen Aschenhaufen.

Hierauf schickte der General Leudegisil heimlich an Guntham und ließ fragen, was man mit Mummolus, Waddo und Sagittar thun sollte? der denn befahl, daß Sagittar und Mummolus am Leben gestraft, Waddo aber gegen Geiseln und Bürgschaft in Freiheit gelassen werden sollte. Als Mummolus die Entscheidung des Königs vernommen hatte, kam er zu Leudegisil ins Zelt und beschwerte sich über die Treulosigkeit, die man an ihm begienge. Leudegisil stellte sich, als ob er von der ganzen Sache nichts wisse, sagte daß der König unmöglich dieses Urtheil gefällt haben könne, und daß er sogleich zu ihm eilen wolle, um es zu mildern. Kaum war er hinaus, so umgaben Soldaten das Zelt, um ihn zu ermorden; er wehrte sich indessen lange, bis er am Eingange des Zeltes von beiden Seiten mit Lanzen durchbohrt wurde. Dem Bischoff Sagittar rieth man, sich den Kopf zu verhüllen und in einen nahen Wald zu fliehen, bis der König das Urtheil milderte. Aber indem er mit verdecktem Kopfe fortgehen wollte, hieb ihm einer von hinten den Kopf mit der Bedeckung herunter.

Darauf gieng das Heer auseinander und ließ au seinem Wege Spuren des Mords und der Verwüstung hinter sich, wie gewöhnlich.

Aus Luitprand de rebus p. Eur. gest.

König Ludwig von Baiern lag sieben Jahre lang mit einem rebellischen Grafen Adalbert im Streit, ohne ihn bezwingen zu können. Denn der Graf zog sich nicht etwa, wenn Ludwig gegen ihn anrückte, in sein Schloß gurück, um sich da zu vertheidigen, sondern stand mit seinen Truppen weit von demselben und hielt überall Wache. Hörte er, daß Ludwigs Heer gegen ihn anrückte, so legte er sich in einen Hinterhalt, fiel unvermuthet im Rükken und von der Seite über denselben her und zerstreuete es. Der König, welcher endlich merkte, daß er ihn blos durch List würde überwinden können, wendete sich nun an den Erzbischoff von Mainz, Hatto, der wegen seiner List überall bekannt war. Dieser versprach ihm den Grafen vom Halse zu schaffen; ich werde sorgen, sagte er, daß der Graf zu dir kömmt, sorge du, daß er nicht wieder zurück kehrt.

Lange Zeit darauf begab sich Hatto nach Bauernburg zum Grafen und stellte sich, als ob er ihn freundschaftlich besuchte. Da bei dieser Gelegen-

heit auch von dem Streite zwischen dem König und dem Grafen gesprochen wurde, so sagte Hatto im vertraulichen Tone, daß der Graf doch unrecht thue, sich so lange gegen seinen rechtmäßigen Herren aufzulehnen; es werde ihm am Ende nichts helfen, und den König nur erbitterter machen. Könnte er sich aber überwinden, nachzugeben; so würde ihn der König, der ihn auch als Feind nicht haßte, gewiß mit Achtung und Liebe behandeln. Er wisse dieses so gewiß, daß er sich erböte, die Mittelsperson zwischen ihnen abzugeben. Der Graf, dem dieser Vorschlag nicht unangenehm war, machte die Einwendung, daß es der Klugheit entgegen sey, sich ohne hinlängliche Sicherheit aus seinem Schlosse zu wagen; aber der Bischoff versprach ihm, daß er ihn unbeschädigt aus seinem Schlosse und wieder dahin zurückführen wollte. — Ihr solltet zwar schon meinem priesterlichen Kleide trauen, (welches nebst seinem Unterfutter Matth. VII. 15. beschrieben wird) aber wenn ihr das nicht wollet, so will ich einen Eid schwören, daß ich euch unbeschädigt aus eurem Schlosse und wieder dahin zurückführen will.

Durch diese Betheurung ließ sich der Graf bewegen und dem Bischoff den angebotnen Eid ablegen; und da es gerade Tischzeit war, bat ihn der Graf sehr, daß er mit ihm essen möchte. Allein der Bischoff sagte, daß er keinen Hunger habe und der

Graf aß allein. Nach Tische giengen beide mit einander zu Fuß Hand in Hand aus dem Schlosse. Als sie in einiger Entfernung vom Schlosse waren, sagte der Erzbischoff: Es reut mich fast, edler Herr, daß ich nicht einen Bissen bei euch gegessen habe; ich fange an hungrig zu werden, und die Reise wird doch etliche Stunden dauern. So wollen wir doch umkehren, lieber Herr, damit ihr ein wenig essen und euch zur Reise stärken könnet, antwortete der Graf; und sie giengen beide Hand in Hand ins Schloß zurück. Nachdem Hatto gegessen hatte, setzten sich beide zu Pferde und eilten zum König Ludwig, der nicht weit davon im Lager stand. Als sie im Lager ankamen und die Wachen Adalbert so ohne alle Bedeckung sahen, erstaunten sie, und jedermann drängte sich herbei, den geschworenen Feind des Königs zu sehen. Der König, dem diese Nachricht sehr angenehm war, berief alle seine Großen zusammen, um Gericht über ihn zu halten, ließ Adalbert herbeiführen, und redete sie also an. Wir haben leider nun seit sieben Jahren empfunden, welchen Schaden uns der Graf Adalbert zugefügt, wie er uns beunruhigt, gesengt und gebrennt, und uns eine Menge Leute erschlagen hat, und erwarten von euch, daß ihr entscheidet, was er für seine Schandthaten verdient habe. Alle antworteten, daß er ein Majestätsverbrechen begangen und nach den Gesetzen den Tod verdiene. Als man ihn eben die Hände binden und zum Tode führen

wollte, blickte er Hatto an, und erwartete, daß dieser beim König vorbitten und ihm das Leben, seinem Eide gemäs, erhalten würde. Allein da dieser ganz ruhig stand und der Henker ihn fortgehen hieß, sagte er voll Grimm: Lässest du mich sterben, so hast du einen falschen Eid geschworen. — Ganz und gar nicht, erwiederte der tückische Priester; ich versprach blos, dich unbeschädigt aus deinem Schloß und wieder dahin zurückzuführen; das habe ich gethan, als ich wieder umkehrte, um bei dir zu essen. Der Graf, der nun zu spät sahe, daß ihn der Bischoff betrogen hatte, folgte still dem Henker, der ihn enthauptete.

X.

Ein sehr ernstafter Krieg der Nonnen mit Bischöffen, worin die letztern blutige Köpfe bekommen, und in die Flucht geschlagen werden. Aus Gregor von Tours.

Dieser Krieg ist allerdings ein seltnes Stück in der Geschichte, und verdient, wie der F. und Mkrieg einen Sänger. Vielleicht liegt er schon in der Wiege.

In einem Nonnenkloster in Poitiers lebte die Tochter des ehemaligen fränkischen Königs Charibert, Chrotildis. In ihrem Herzen erregte, wie der Schriftsteller sagt, der Teufel böse Gedanken, oder, ohne Bild, als Königstochter konnte sie es nicht ertragen unter der Aebtissin, welche von niedriger Herkunft war als sie, zu stehen, und sich bei ihrem Hange zur Unabhängigkeit Vorschriften geben zu lassen. Sie verband sich deswegen mit einigen andern Nonnen, und ließ sie insgeheim schwören, die Aebtissin verschiedner Verbrechen zu bezüchtigen,

und wenn diese, wie gar nicht fehlen könnte, abgesetzt würde, sie zur Aebtissin zu erwählen. Sie verließ mit 11. oder noch mehrern Nonnen, worunter ihre Verwandte, Basine, die Tochter des Königs Chilperich war, ihr Kloster, mit dem Vorgeben, daß sie sich wegen erlittener Ungerechtigkeit bei dem Könige, ihrem Vetter beklagen wollte. Sie legte der Aebtissin Leubora vorzüglich zur Last, daß sie sich äußerst stolz gegen ihre Nonnen betrage, und sie wie Mägde behandle, da doch die Stifterin des Klosters die königliche Prinzessin Ragundis sich stets demüthig und bescheiden betragen habe.

Diese abentheuerliche Gesellschaft trat ihre Reise gegen das Ende des Decembers zu Fuße an. Es regnete heftig, und die Wege waren durch die anhaltende Nässe so verdorben, daß sie nur langsam und mit der größten Beschwerde vorwärts rükken konnte. Ueberdieß fehlte es ihnen auch an Mundvorrath; denn auf dem Wege hatte ihnen selten jemand etwas zu essen gegeben, weil man sie als Außreißer und leichte Dirnen betrachtete, deren Bosheit kein Vorschub zu thun wäre. Endlich kamen sie am 1. Januar beim Bischoff Gregor von Tour, einem damals vielgeltenden Manne, an, und zwar äußerst mager und keuchend, wie er selbst bemerkt.

Der Bischoff, bei dem noch nie eine Reisegesellschaft dieser Art vorgesprochen hatte, fragte voll Erstaunen nach ihrem Begehren, und erfuhr denn, daß Chrotildis für ihre Person zum König reisen und die Aebtissin verklagen wollte. Zugleich bat sie ihn, daß er ihre Nonnen unterdessen in seinen Schutz nehmen und versorgen möchte. Gregor suchte ihr das Unstatthafte ihres Benehmens begreiflich zu machen, sagte ihr, daß diese Angelegenheit nicht zur Untersuchung des Königs, sondern der Bischöffe gehöre, daß er selbst, nebst dem Bischoff Merovens, unter welchem ihr Kloster stünde, das Betragen der Aebtissin aufs strengste untersuchen, und wenn sie schuldig wäre, sie zur verdienten Strafe ziehen wollte. Zugleich bat er sie, sich nebst ihren Nonnen wieder in ihr Kloster zu begeben, damit kein öffentliches Aergerniß entstünde. Allein die Prinzessin wollte durchaus nicht ins Kloster zurück, sondern bestand darauf ihre Sache dem Könige vorzutragen. Gregor berief sich nun auf die Statuten ihres Klosters, welche von den versammelten Bischöffen bestätigt worden wären, und gehalten werden müßten; er drohte, daß die Prinzessin auf einer Synode von der Kirchengemeinschaft ausgeschlossen werden würde, wenn sie bei ihrer Widersetzlichkeit beharrte, und las ihr die eignen Worte der Gesetze vor.

Allein so selten sonst der weibliche Charakter zum Starrsinne geneigt ist, so bestand doch dießmal die Prinzessin fest auf ihrem Sinne, und der Bischoff, welcher wohl sahe daß er nichts ausrichten würde, ersuchte sie höflichst, ihre Reise wenigstens bis zum Frühling aufzuschieben, welches sie sich auch gefallen ließ. Kaum waren die ersten Tage des Frühlings angebrochen, so verließ sie ihren gefälligen Wirth, vertraute ihre Nonnen der Aufsicht der Basine an, und reisete zum König Gunthram. Sie wurde von ihm sehr freundlich aufgenommen, und erhielt das Versprechen, daß ihre Sache durch unpartheiische Bischöffe untersucht werden sollte, nebst ansehnlichen Geschenken. Während ihrer Abwesenheit wurde ihre Gesellschaft um einige Köpfe geringer; denn einige weltlichgesinnte Layen wußten den Nonnen die Vorzüge der Ehe vor dem Kloster so gut zu schildern, daß sie sich entschlossen zu heirathen.

Chrotildis kam endlich nach Tour zurück, und erwartete einige Zeit die Bischöffe, die ihre Sache versprochnermaßen untersuchen sollten. Allein da ihrer Ungeduld die Zeit zu lang wurde, und sie vielleicht geglaubt, man habe ihr nur schöne Worte gegeben, so kehrte sie mit ihren Nonnen wieder nach Poitiers zurück, und setzte sich in einem Gebäude, welches zum Kloster des heiligen Hilarius gehörte, fest. Hier zog sie eine Menge Diebe, Mörder,

Ehebrecher und anderes Gesindel an sich, mit denen sie sich regelmäßig auf jeden Angriff vorbereitete. Alle Nonnen schwuren nicht eher ihr Kloster wieder zu betreten, bis die Aebtissin herausgegeben wäre.

Eine solche unerhörte Begebenheit konnte nicht lange verborgen bleiben. Eine Anzahl Geistliche, den Metropolitan von Poitiers an der Spitze, begab sich in das Kloster, wo sich die Nonnen aufhielten, machten ihnen die gebührenden Vorwürfe und ermahnten sie zu ihrer Pflicht zurückzukehren. Als gelinde Vorstellungen nichts fruchteten, las der Metropolitan die Statuten des Klosters, nebst der Excommunicationsformel gegen die Uebertreter derselben vor. Kaum war dieses geschehen, so fielen jene saubern Gesellschaften der Nonnen über die Geistlichen her, warfen sie zu Boden, und prügelten sie dermaßen, daß sie kaum aufstehen konnten. Alle bekamen blutige Köpfe, und es hatte sich der unglücklichen Geistlichen eine solche Furcht bemeistert, daß einer dahin, der andere dorthin flohe, ohne sich, wie doch bei jeder Bataille geschieht, einen Ort zu bestimmen, wo sie sich wieder treffen wollten.

Nachdem diese Feinde so glücklich besiegt waren, setzte Chrotildis über ihr Heer, das sich täglich vermehrte, Hauptleute, streifte mit ihnen auf

den Landhäusern und Dörfern umher, die dem Klo-
ster gehörten; zwang jeden, der es nicht freiwillig
that, mit Schlägen sich ihr zu unterwerfen, und
drohte sogar die Aebtissin von der Mauer zu stür-
zen, wenn sie ins Kloster käme. Unterdessen schrie-
ben die schwerbeschädigten Bischöffe an ihre Colle-
gen, welche sich beim König Gunthram aufhielten,
meldeten ihnen ihr Verfahren, und was darauf er-
folgt wäre, und erbaten sich ihr Urtheil und ihren
Rath. Diese billigten alles, was von Seiten der
Bischöffe geschehen wäre; riethen ihnen aber Gott
zu bitten, daß er diese verblendeten Seelen erleuch-
ten möchte, und um des Aergernisses willen noch
einmal den Weg der Güte zu versuchen. Der Bi-
schoff Marones gab sich besonders alle Mühe die
beleidigten Bischöffe zu bewegen, daß sie den Bann
wieder aufheben möchten, aber er richtete nichts
aus. Der König, an den sich beide Theile wech-
selseitig wendeten, wurde endlich der steten Klagen
müde, und schickte unter seiner Autorität einen Bi-
schoff ab, der einen Vergleich stiften sollte. Dieser
berief denn Chrotildis vor sich, und ermahnte sie, sich
vor den versammelten Bischöffen zu stellen, und ihr
Urtheil abzuwarten; allein sie sagte, daß sie nicht
kommen würde, so lange der Bann dauerte. Diese
Antwort theilte er den Bischöffen mit, und bat sie
nochmals um Aufhebung des Banns, aber auch sie wa-
ren zu keiner Abänderung ihres Ausspruchs zu bewe-
gen, und er mußte unverrichteter Sache zurückreisen.

Indessen schien doch der Kriegsstand dem sanften Geschlechte nicht länger zu gefallen. Denn einige Nonnen begaben sich zu ihren Freunden, andre nach Hause oder in die Klöster, in denen sie ehemals waren, hauptsächlich weil sie in ihrer Festung aus Mangel an Holz den harten Winter nicht ertragen konnten. Einige wenige blieben zwar bei Chrotildis und Basina, aber auch unter ihnen war keine rechte Einigkeit, weil immer eine sich über die andere erheben wollte, woraus man sieht, daß — — —

Da Chrotildis ihre Leibwache nicht verabschiedet hatte, so machte sie gleich beim Anfang des Frühlings die nöthigen Vorkehrungen zu einem förmlichen Angriffe aufs Kloster. Sie befahl, man sollte des Nachts ins Kloster brechen, die Aebtissin herausholen, und in sichre Verwahrung bringen. Diese, die so etwas wohl vermuthet hatte und das Getöse der Kommenden hörte, ließ sich, weil sie von heftigen Gichtschmerzen in den Füßen gefoltert wurde und nicht gehen konnte, in die Kirche vor das Behältniß tragen, wo das Kreuz aufbewahrt wurde. Die Mörder zündeten Fackeln an, und suchten das ganze Kloster durch und fanden sie endlich in der Kirche auf der Erde liegen. Einer wollte sie auf der Stelle zusammenhauen, wurde aber, indem er den Hieb führen wollte, von jemand mit einem Messer in die Seite gestochen, daß er auf der

Stelle starb. Während dieses geschahe, bedeckte die Nonne Justina, nebst andern Schwestern, ihre Aebtissin mit einem Altartuch und löschten die Fackeln aus, daher denn auch die Mörder in der Dunkelheit die Nonne Justina ergriffen, ihr den Schleier abrissen und sie forttrugen. Man brachte sie zur Basine, und stellte Wächter vor die Thür, daß ihr niemand zu Hülfe kommen könnte. Hierauf kehrten die Räuber zurück, und warfen in Ermangelung der Fackeln Feuer in ein altes Weinfaß, in welchem ehemals Pech gewesen war. Dieses diente ihnen statt einer Fackel, bei deren Schein sie alles Bewegliche im Kloster und auch die Aebtissin fortschleppten. Dies geschahe acht Tage vor Ostern. Als der Bischoff von Poiliers diese schändlichen Unordnungen hörte, ließ er der Chrotildis andeuten, daß sie ihre Aebtissin gutwillig ausliefern sollte, widrigenfalls er das Osterfest nicht feiern, und kein Kind mehr taufen würde. Zugleich drohete er ihr, die Aebtissin mit Gewalt zu entreißen. Statt der Antwort schickte Chrotildis einige von ihren Braven zum Gefängniß der Aebtissin, und befahl jeden niederzumachen, der es versuchen würde, sie zu befreien. Jedoch fand sie bald Gelegenheit aus ihrem Gefängniß zu entweichen. Unterdessen wurden im Kloster, selbst am Grabe der Stifterin des Klosters, verschiedne Unordnungen begangen, so gar einige Personen ermordet, welches einige Tage fort=

dauerte. Die damals elende Justiz, der Mangel an Zusammenhang der Regierung waren natürlich schuld, daß Chrotildis ihre Gräuel so lange üben konnte, und ihr Stolz wuchs dadurch in dem Maaße, daß sie selbst ihre Verwandte, die Basina verächtlich behandelte. Diese fieng jezt an ihre übereilte Verbindung mit Chrotildis zu bereuen, gieng zur Aebtissin, bat sie mit Thränen um ihre Verzeihung, und versprach ihr für die Zukunft Anhänglichkeit und Gehorsam. Die Aebtissin nahm ihren Antrag mit großer Bereitwilligkeit auf, und verzieh ihr alles. Darüber wurde Chrotildis äußerst unwillig und erbittert, und ließ durch ihre Trabanten täglich neue Unthaten verüben; jede Stunde zankte und schmähete man sich, ein Unglück folgte auf das andre, und fast jeder Tag war mit einer Mordthat bezeichnet.

Als der König Childebert sahe, daß die bisher bewiesne Nachsicht mehr Böses als Gutes gestiftet habe, befahl er, daß die Sache unverzüglich durch unpartheiische Bischöffe, sowohl aus seinem als aus des Königs Gunthram Reich, untersucht und entschieden werden sollte. Allein die Bischöffe mochten sich nach gehaltner Berathschlagung mit eine Sache, die schon blutige Köpfe gekostet hatte, nicht eher befassen, als bis der Aufruhr durch den Arm der weltlichen Obrigkeit gedämpft worden

wäre. Der König sendete daher den Grafen Marco mit einer ziemlichen Anzahl bewafneter Leute nach Poitiers, mit dem Befehl, im Fall sie Widerstand fänden, Gewalt mit Gewalt zu vertreiben. Als Chrotildis dieses erfuhr, stellte auch sie eine Anzahl Bewaffneter um ihre Festung, und band ihnen ein, sich tapfer zu vertheidigen. Der Graf, der nun wohl sahe, daß mit Güte nichts gethan werden würde, ordnete einen Angriff auf ihre Soldaten, worauf denn gleich einige mit Keulen todtgeschlagen, andre mit Pfeilen durchbohrt, andre niedergehauen wurden. Chrotildis, die nicht vermuthet hatte, daß die Sache so ernstlich werden würde, legte sich nun aufs Bitten. Sie gieng in Person zum Grafen, mit dem Kreuz in der Hand, und flehete, man möchte ihrer schonen; sie sei von königlichen Geblüt, und man wisse doch nicht, wo auch ihr Rächer wäre, wenn man sie und ihre Leute grausam behandle. Allein die königlichen Soldaten fuhren fort ihre Festung zu bestürmen; zogen jene Gesellen mit gebundnen Händen sämmtlich heraus, fesselten sie an Bäume und prügelten sie unbarmherzig zusammen. Einige schoren sie kahl, andern hieben sie beide Hände ab, andern schnitten sie Nase und Ohren herunter, und so wurde endlich die Ruhe wieder hergestellt.

Nun erst konnten die Bischöffe mit Sicherheit einnehmen, und forderten Chrotildis vor sich.

Nachdem was vorgefallen war, erwartete jedermann die Prinzessiu in einer demüthigen und reuigen Stellung vor ihren Richtern zu sehen; allein man irrte sich. Mit kühner Stirn und halb wüthend trat sie in den Saal, und schritt ohne Umstände zur Anklage. Der erste Punkt war gleich auffallend genug; denn sie behauptet nichts geringers, als daß die Aebtissin lange schon einen Mann in Weiberkleidern im Kloster hege. Jedermann erstaunte, die Bischöffe schüttelten die Köpfe, die alten Nonnen kreuzigten sich, man drang einstimmig in sie, die verkappte Weibsperson zu nennen und zu zeigen. Sie that beides unverzüglich. Die Aebtissin schien sich zu verfärben. Man fragte die verkappte Weibsperson um ihr Geschlecht, und diese gestand auch gleich das sie Weibskleider trage, behauptete aber auch daß die Aebtisin nichts davon wisse. Als man das nicht eben glaublich fand, und die Aebtissin in der äußersten Verlegenheit war, trat ein gewisser Archidiakon, Namens Reonal, hervor, erboth sich über diese mißliche Sache das nöthige Licht zu geben, und die Unschuld der Aebtissin zu vertheidigen. Er sagte, daß dieser Mann in seiner Kindheit eine gefährliche Hüftkrankheit gehabt, von der ihn niemand habe heilen können. Seine Mutter, eine arme Frau, habe die Stifterin des Klosters Ragundis mit Thränen gebeten etwas an seine Heilung zu wenden, wenn sie noch möglich wäre. Die heilige Ragundis habe ihn um seinen Rath gefragt, weil er sich im-

mer mit der Heilung verschiedner Krankheiten abgegeben. Es sei ihm auch während seines Aufenthalts in Constantinopel diese Krankheit mehrmal vorgekommen, und von den Aerzten der Stadt allemal durch Castration glücklich geheilt worden; deswegen habe er dieselbe Methode bei den Knaben angewendet, und ihn glücklich geheilt. Da er aber wegen seiner durchgängigen Schwächlichkeit nie zu männlichen Geschäften getaugt hätte, so habe ihm Ragundis schon als Kind Weiberkleider anziehen und im Kloster Mägdedienste verrichten lassen. Es sei übrigens zweifelhaft ob die Aebtissin es wisse. Man sollte die Sache untersuchen, und man werde finden, daß sichs wirklich so verhalte, wie er gesagt habe. Dies geschah und die Aebtissin ward vom Verdacht der Unzucht befreiet.

Hieranf brachte Chrotildis mit ihren Anhängerinnen noch folgende Beschuldigungen vor. 1) Sie hätte die ihr untergebenen Nonnen gar oft Mangel an Speise und Kleidung leiden; 2) sie wie Mägde behandelt und öfters schlagen lassen. 3) Sie erlaube einigen Nonnen, die sie besonders begünstige, das Bad. — 4) Sie spielte im Bret und bitte Layen bei sich zur Tafel. 5) Sie habe eine Verlobung im Kloster gehalten. — 6) Von einem ganz seidnen Altartuch ihrer Neffin ein Kleid gemacht. Ferner habe sie 7) die goldnen Plättchen, welche um den Saum des Altartuchs geheftet gewesen, abgenommen, und ihrer Neffin ein

prächtiges Halsband daraus machen lassen. Auch 8) einen Kopfputz reich mit Gold geschmückt, der weit über ihren Stand gewesen sei, habe dieses Altartuch hergeben müssen.

Auf diese Anklagepunkte vertheidigte sich die Aebtissin also: Was die Klagen über Hunger betreffe, so könne man freilich in gegenwärtigen betrübten Zeiten nicht kostbar leben, aber hungrig wären sie gewiß nicht zu Bette gegangen. Die Beschuldigung wegen Kleidermangel widerlegte sich selbst. Denn wenn man ihre Kisten durchsuchen wollte, so würde man finden, daß jede mehr Kleidung hätte, als die Nothdurft erfordere. — Daß die Nonnen sich gebadet sei wahr, und zwar von der Fasten bis Pfingsten. Es werde nämlich in der Fastenzeit allemal neue Seife zum Gebrauch der Nonnen gesotten; da nun der Kalk, wenn die Seife nur gesotten sei, wegen seiner Schärfe der Haut schade, so habe man die Gewohnheit lange schon eingeführt, daß die Nonnen sich so lange badeten, bis die Seife milde genug geworden sei, welches von der Fasten bis zu Pfingsten daure. — „Das ist aber auch außer diesen Wochen von Zeit zu Zeit geschehen," unterbrach sie Chrotildis. — So weiß ichs wenigstens nicht, antwortete die Aebtissin, und wenn es geschehen ist, warum hat man mir es dann nicht gesagt? — Im Bret habe sie gespielt, selbst noch beim Leben der Ragundis, sehe

aber diese Belustigung nicht für strafbar an, weil sie in den Gesetzen nicht verboten sei. — Die Bischöffe gaben ihr des keineswegs zu, sondern meinten, daß sie für diese Sünde gehorsamlich eine Buße thun müßte, wie man sie ihr auflegen würde. — Was die Tischgesellschaften betreffe, so habe sie damit nichts neues eingeführt, sondern Ragundis selbst habe von Zeit zu Zeit einige fromme Layen an ihre Tafel gezogen. Es sei aber niemals geschmaußt, sondern eine mäßige Mahlzeit gegeben worden. — Sie habe für ihre Neffin, eine Vater- und Mutterlose Waise, das gewöhnliche Verlobungsgeschenk im Kloster von dem Bräutigam angenommen; wäre dieses strafbar, so wollte sie Buße thun. Aber eine Schmauserei sei dabei nicht vorgekommen. — Das Altartuch betreffend. Eine vornehme Nonne, Namens Dimidia, habe ihr als Vorsteherin des Klosters eine ganz seidne Decke, die sie von ihren Eltern geerbt, geschenkt, und einem Theil davon abgeschnitten, um ihn für sich zu gebrauchen, den andern habe sie zur Zierde für den Altar bestimmt. Sie habe den größern Theil zur Zierde des Altars verwendet, und den kleinern zum Kleide für ihre Neffin, und könne auch die schriftliche Schenkung der Dimidia erweisen. — Die goldnen Plättchen und der Kopfputz seien der Braut von ihrem Bräutigam für 20 Sol gekauft worden, wie der anwesende Bediente Macco bezeugen könnte, durch dessen Hände beides gegangen wäre.

Von dem was dem Kloster und der Kirche gehörte, sei auch nicht das geringste dabei.

Die Bischöffe fanden die Vertheidigung der Aebtissin statthaft, und fragten Chrotildis, ob sie sonst noch etwas von groben Verbrechen, Hurerei, Giftmischerei oder Meuchelmord auf die Aebtissin bringen könnte. Sie antwortete aber, daß sie nichts weiter wüste.

Hierauf fällten die versammelten Bischöffe folgendes Urtheil: Die Aebtissin sollte wegen jener kleinen Vergehungen einen Verweiß erhalten, und angeloben, es nicht mehr zu thun; Chrotildis aber mit ihren Nonnen, bis sie Buße gethan; von der Kirchengemeinschaft ausgeschlossen seyn. Die Aebtissin müßte unverzüglich wieder in ihr Kloster eingesetzt und der König gebeten werden, ihr den Schaden, den sie erlitten, auf eine oder die andre Weise ersetzen zu lassen; auch sollten alle geraubten Bücher und Geräthe unverzüglich wieder herbeigeschaft werden. Und in Erwartung der Vollziehung ihres Urtheils giengen die Bischöffe auseinander.

Allein Chrotildis mit einigen ihrer Anhängerinnen, machte sich doch noch einmal auf zum König Childebert, bei dem sie Schutz zu finden hoffte, beschuldigte die wiedereingesetzte Aebtissin

der schändlichsten Hurerei, und nennte sogar die Männer, mit denen sie sich dieses Verbrechens schuldig mache, besonders brachte sie in Aufgung, daß die Aebtissin mit der am Hofe des Childebert äußerst verhaßten Königin Fredegundis in sehr vertrauter Freundschaft lebe. Der König ließ sogleich die genannten Männer verhaften, und gebunden vor sich führen; aber weil sie selbst nichts gestanden, und man auch keine Zeugen gegen sie stellen konnte, so wurden sie wieder in Freiheit gesetzt.

Späterhin ward auf einer andern Synode die Sache der widerspenstigen Nonnen noch einmal vorgenommen, die denn ihre Vergehungen bereuten, Buße thaten, und wieder in ihr Kloster zurückgiengen bis auf Chrotildis. Diese betheuerte, daß sie eher sterben, als bei Lebzeiten der Aebtissin wieder ins Kloster zurückkehren wollte. Daher wurde ihr auf Vorbitte des Königs ein Landhaus angewiesen, das ehemals einen gewissen Wadelo angehört hatte, wo sie durch die königliche Freigebigkeit anständig leben konnte.

XI.

Ein paar Gesandschaften, wobei besondre Ceremonien vorkommen. Aus Gregor von Tour.

Childebert, ein sehr naher Verwandter des alten Königs Gunthram, von dem schon oben eins und das andre erzählt worden, schickte Gesandte zu dem leztern, um ihn zu bitten, daß er doch die Städte, welche sein Vater besessen, wieder herausgeben möchte. Die Gesandschaft war sehr zahlreich und bestand meist aus Bischöffen, denen Gunthram eben nicht sehr gewogen war. Als sie vor dem König erschienen, redete ihn der Bischoff Egidius also an: Wir danken dem allmächtigen Gott, daß er euch frommer König, nach vielen Beschwerden, Euer Reich im ungestörten Besitz gegeben hat.

König. Allerdings sind wir dem Könige aller Könige Dank schuldig, und danken ihm auch, denn sein Erbarmen hat uns geholfen; aber euch

Bischöffe danke ich nicht. Denn durch eure Meineide und betrügerische Anschläge sind meine Länder im vergangnen Jahre mit Feuer und Schwerdt verheert worden. Ihr habt noch nie einen Menschen euer gegebnes Wort gehalten, und eure Betrügereien sind bekannt genug. Du, du insbesondere hast dich nicht wie ein Priester Gottes, sondern wie ein geschworner Feind unsers Reichs betragen.

(Der Bischoff schwieg zornig.)

Ein andrer Gesandte. Wir haben den Auftrag euch zu bitten, daß ihr Childebert die Städte wiedergebet, die sein Vater besessen hat.

Der König. Ich werde sie nicht wieder zurückgeben, weil sie mir rechtmäßig gehören.

Ein andrer Gesandte. Childebert bittet euch auch, daß ihr die Königin Fredegundis, dieses schändliche Weib, die so viele Zweige des königlichen Stammes hat ermorden lassen, ausliefert, damit sie zur gebürenden Strafe gezogen werden kann.

König. Ich werde sie nicht ausliefern, weil sie einen König zum Sohn hat, und ich alle die Beschuldigungen, die man gegen sie vorbringt, für Lügen ansehe.

Hierauf machte der Bischoff Gunthran Boso eine Bewegung als ob er dem König etwas ins

Ohr sagen wollte, aber der König ließ ihn nicht anfangen, sondern sagte voll Zorn:

O du gehässiger Feind meines Königreichs. Bist du nicht vor Jahren in den Orient gereist um einen gewissen Gundoald (von dessen Tode oben geredet wurde) mit einer Armee in unser Königreich zu führen. Du treuloser Mensch redest kein wahres Wort.

Boso. Du sitzest als Herr und König auf dem Throne und niemand hat das Herz gehabt dir zu widersprechen; aber ich bekenne mich für unschuldig. Sollte mich jemand, der mir gleich ist, heimlich eines solchen Verbrechens beschuldigt haben, der trete hervor und rede. Wir wollen es auf den Ausspruch Gottes ankommen lassen, und auf freien Felde mit einander kämpfen. — (Niemand meldete sich.)

König. Es muß allen wohldenkenden Männern daran liegen, daß jener Flüchtling Gundoald aus dem Reiche vertrieben werde. Er giebt zwar vor, er sei aus königlichem Geblüt, aber sein Vater ist ein Müller gewesen, oder daß ich es deutlich sage, ein Wollkämmer.

Gesandter. Ihr versichert daß Gundoald zwei Väter gehabt habe, einen Wollkämmer und einen Müller, wer wird aber so unverständig re-

den? Es ist nie gehört worden, daß außer Jesu ein Mensch zwei Väter gehabt. — (Allgemeines Gelächter.)

Ein andrer Gesandter. Wir wünschen Euch wohl zu leben. Weil ihr die Städte, die wir erbeten haben, nicht wieder zurückgeben wollet, so wisset, daß das Beil, welches auf den Nacken eurer Brüder gefallen ist, auch auf den eurigen fallen wird.

Und so giengen sie voller Erbitterung auseinander. Der König bestellte Leute die auf sie Pferdekoth, faules Holz, modriges Heu und Gassenstaub werfen mußten, wodurch sie sehr übel zugerichtet worden.

Einige Stellen aus der Gesandtschaftsreise des Luitprand, der von Seiten Berengars an dem griechischen Kaiser Konstantin geschickt wurde.

Ich kam den 17. September zu Ende des zehnten Jahrhunderts, nebst dem spanischen Gesandten, in Constantinopel an, und wurde auf folgende Art vom Kaiser empfangen: Er saß in prächtiger Kleidung auf seinem Thron, der ungeheuer groß war, und auf jeder Seite von einem goldnen Löwen bewacht wurde. In einiger Entfernung, gerade vor dem Kaiser, stand ein eherner, stark

vergoldeter Baum, auf den sich viele goldne Vögel wiegten, und deren jeder den Ton seines Geschlechts und seinen Gesang sehr genau nachahmte. Der Thron war ungemein künstlich bereitet, so daß er in einem Augenblicke hoch empor gehoben, und wieder herabgelassen werden konnte. Zwei Verschnittene faßten mich unter dem Arme und führten mich vor dem Kaiser. Bei meiner Ankunft am Throne brüllten die Löwen und die Vögel sangen; aber ich erschrack und wunderte mich nicht, weil ich schon gehört hatte, wie es bei solchen Gelegenheiten gebräuchlich wäre. Ich machte dem Kaiser, wie es gewöhnlich war, drei verschiedne Verbeugungen, wobei ich mit dem Kopfe auf der Erde lag. Als ich aber nach der dritten Verbeugung den Kopf in die Höhe richtete, sahe ich den Kaiser, der vorher tief an der Erde gesessen hatte, mit andern Kleidern auf seinem Throne beinahe eben an der Decke des Saals sitzen. Diese schnell Erhöhung mußte nothwendig durch verborgne Maschienen bewerkstelligt worden seyn. Der Kaiser redete sehr wenig und fragte blos nach dem Befinden des Herzogs Berengar. Ich antwortete das Nöthige durch den Dollmetscher, und erhielt von letzteren einen Wink mich wegzubegeben.

Der spanische Gesandte, und der Gesandte des Kaiser Otto, die zu eben der Zeit in Constanti-

nopel waren, hatten dem Kaiser ansehnliche Geschenke gebracht, und ich blos einen Brief und noch dazu einen Brief voller Lügen. Ich hätte für Schaam vergehen mögen. Um die Ehre meines Prinzipals einigermaaßen zu retten, beschloß ich die Geschenke, welche ich dem Kaiser in meinen Namen hatte überreichen wollen, in seinen Namen zu überreichen, und mein kleines Geschenk durch Worte so angenehm als möglich zu machen. Es bestand in neun sehr schön gearbeiteten Panzern, sieben feinen Schildern mit goldnen Buckeln; zwei großen silbernen stark vergoldeten Bechern, Schwerdtern, Lanzen und Wurfspießen, und vier ganz verschnittnen Sklaven, welche dem Kaiser vor allen gefielen. Mit dergleichen Menschen trieben die Kaufleute von Verdun besonders Handel, und setzten sie in Spanien gegen ungeheure Preise ab.

Nachdem ich meine Geschenke übergeben hatte, entbot mich der Kaiser zu sich in seinen Pallast, redete mancherlei mit mir, beschenkte mich und mein Gefolge, und bat mich zu Tische. Bei dieser Gelegenheit will ich kürzlich erzählen, wie man an feierlichen Tagen speißt. Beim Hippodramus ist ein großes prächtiges Haus, Decäenna genannt, wo man besonders am Weihnachtsfeste nicht sitzend, sondern liegend und auf lauter Gold speißt. Wenn die gewöhnlichen Speisen verzehrt sind, wird in drei

goldnen Körben das Obst aufgesetzt. Aber diese können, wegen ihrer außerordentlichen Schwere nicht von Menschen getragen werden, sondern kommen auf kleinen Wagen mit purpurnen Decken in den Speisesaal. Oben in der Decke des Saals sind Oeffnungen, durch welche vergolde Seile herabhängen, an deren Enden goldne Ringe befestigt sind. Diese werden in die Handhaben der Körbe gehangen, und so jeder Korb durch eine Winde, welche über dem Saale angebracht ist, vom Wagen gehoben und auf die Tafel gesetzt.

Die Spiele, mit denen man uns während der Tafel belustigte, waren mancherlei; ich will sie aber übergehen bis auf eins, das mir sehr wunderbar vorkam. Es trat nämlich ein Mensch in den Saal, der auf der Stirne ein Stück Holz 24 Fuß lang und ziemlich breit, ohne Beihülfe der Hände trug. Auf dieses Holz stiegen zwei nackte, blos mit Knieschurzen bedeckte Knaben, und hielten es so fest, daß es in die Erde gegraben zu seyn schien. Einer der Knaben stieg, ohne es zu bewegen, wieder herunter, während daß der andere verschiedne künstliche Bewegungen machte, die mich in Erstaunen setzten. Endlich stieg auch dieser, ohne das Holz im geringsten zu verrücken, herunter. Da ich meine Verwunderung nicht verbergen konnte, so ließ mich der Kaiser durch den Doll-

metſcher fragen, worüber ich mich mehr wundre, ob über die Knaben und deren abgemeßne Bewegung oder über die Stärke des Mannes, der eine ſolche Laſt tragen könnte? Ich antwortete, daß ich nicht wüſte wem ich den Vorzug geben ſollte. Mir gehts gerade ſo, ſagte der Kaiſer, und brach in ein ſchallendes Gelächter aus.

XII.

Die doppelte Belagerung von Antiochien im ersten Kreuzzuge. Esprit des Croisades IV. Vol. 8.

An die Stelle dieses Stücks waren ursprünglich einige Stellen aus den Asceten der mittlern Zeit, welche ihre Laster mit grellen Farben schildern, einige Briefe Alcuins an Karl den Großen, ein Stück aus dem Prinzenunterrichte jener Zeiten, und ein paar Stücke des Alanus ab insulis bestimmt. Allein, da es ein Hauptzweck dieses Buchs war, etwas zum Geschmack an anderer Lektüre beizutragen, so hielt ich es für zweckmäßiger, ein Stück aus dem oben angeführten Werke zu geben, um die Leser mit einem Buche bekannt zu machen, welches ihnen einen Genuß gewähren wird, der etliche Dutzend Romane bei weitem aufwiegt. Sie finden hier nicht Dichtung, sondern Wahrheit, und diese Wahrheit mit Lebhaftigkeit und Kraft erzählt. Ich

bin überzeugt, daß jeder Leser das ganze Werk wird lesen wollen, wenn er diesen Auszug gelesen hat. Es führt den Titel: Geschichte der Kreuzzüge, oder Staats- und Kriegsbegebenheiten der Unternehmungen der Christen im XI. XII. und XIII. Jahrhundert zur Wiedereroberung des heiligen Landes. Aus dem Französischen. Leipzig bei Weidmanns 1792. 2 Bände, gr. 8. Die Uibersetzung ist nach meinem Urtheile vorzüglich. — Ich habe dabei weiter kein Verdienst, als das eines treuen Auszugs, mit Weglassung alles dessen, was blos fürs Ganze nöthig war, und ohne der Deutlichkeit zu schaden, wegbleiben konnte.

Als im Jahre 1096 der erste Kreuzzug, an dem man lange gearbeitet hatte, auf der Kirchenversammlung von Clermont beschlossen worden war, versammelte sich eine beispiellose Menge Menschen aus allen Ständen und Ländern, um diesem Zuge beizuwohnen. Ohngeachtet gleich beim Ausmarsch in der Bulgarei, in Ungarn und den übrigen Ländern, durch welche der Zug gieng, eine ungeheure Anzahl dieser Kreuzfahrer durch Krieg, Hunger und Krankheit umgekommen war, ehe sie Asien erreichten, so waren sie doch bei ihrer Ankunft in Asien noch immer zahlreich genug, um den Besiz-

zern des heiligen Landes Schrecken einzuflößen, und verblendet genug, um das äußerste zu wagen. Ihre erste Eroberung auf dem Wege nach Jerusalem war Nicäa in Bithynien, eine der damals wichtigsten Festungen. Nachdem diese von dem griechischen Kaiser Alexius, dem die Kreuzfahrer den Eid der Treue, in Absicht der Eroberungen, welche sie machen wollten, abgelegt hatten, in Besitz genommen worden war, zogen sie nach Antiochien, wo sie am 21. Oktober 1097 ankamen.

Diese Stadt liegt in Syrien und wurde nach den Zeiten Christi nächst Rom und Konstantinopel für eine der Hauptstädte des römischen Reichs gehalten, war auch von verschiedenen römischen Kaisern sehr verschönert worden. Jetzt liegt sie in ihren Ruinen und führt den Namen Antabia. Ehemals hatte sie, wie man sagt, vier Meilen im Umfange und bestand aus vier Städten. Die erste Stadt, welche Seleucus Nicanor erbauet hatte, lag auf einem außerordentlichen Berge gegen Abend uud in ihr die Citadelle. Die zweite zwischen diesem Berge und einem eben nicht breiten aber tiefen Flusse; die dritte Stadt lag ebenfalls auf einem Berge gegen Morgen, der aber nicht so hoch war, als der erste; die vierte endlich in der Ebene an diesem Berge, wo noch jetzt der Ort Antakia liegt. Jene beiden Berge waren durch eine dicke Mauer verbunden: der Flug gieng zwischen beiden Bergen

durch, und auch über ihn diese Mauer 30 Ellen lang. Dann fiengen die Stadtmauern an, die hie und da auf den Felsen gebauet und so dick und dauerhaft waren, daß sie noch itzt stehen. Sie hatte mehr als 400 viereckige Thürme, deren jeder 7 Geschoß hoch, und 70 Fuß im Umkreise hielt. Um sie zog sich ein sehr tiefer Graben. An der Seite der Ebene war die Stadt durch einen sehr weiten Morast gedeckt. An der Abendseite vertrat der Fluß Orontes die Stelle eines schwer durchzusetzenden Grabens, noch ein Berg gegen Morgen und einer gegen Mittag erschwerten den Zugang zur Stadt.

Als die Christliche Armee vor die Stadt kam, wurde ein Kriegsrath gehalten, ob man die Belagerung gleich anfangen, oder eine bessere Jahrszeit abwarten wollte — es war Ende des Oktober. Die erstere Meinung behielt die Oberhand; aber leider wurden auch gleich vom Anfange solche Fehler begangen, daß sich nothwendig die Belagerung sehr in die Länge ziehen mußte. Die Kreuzarmee bestand aus 300,000 Mann, und war folglich wohl hinreichend, eine Stadt von vier Meilen im Umfange zu belagern. Allein man blockirte von fünf Hauptthoren nur drei, nämlich gegen Morgen das Paulsthor, gegen Mitternacht das Hundsthor und das Herzogsthor. Nach dieser Disposition war also die Seite von der Ebene und der Fluß

vom Morgen am Fuße des Gebirgs gegen Mitternacht bis an die Abendseite belagert; die ganze Mittagsseite war frei, und die Belagerten hatten noch zwei Thore zu ihrem Gebrauch, das Brückenthor und das Georgsthor, welches nicht blockirt werden konnte, weil die Belagerten noch von der Brücke Meister waren. Durch beide Thore konnten sie sich folglich mit Lebensmitteln versehen; daher denn im Anfange nichts weiter als einzelne Scharmützel vorfielen.

Wir wollen jetzt das Lager der Christen betrachten, welches in mehr als einer Rücksicht ein sonderbares Schauspiel darbot. Man hätte allerdings erwarten können, daß man von Seiten der Heerführer vor allen Dingen für die Lebensmittel und deren kluge Eintheilung sorgen würde. Aber grade diesen wichtigen Punkt beherzigte man am allerwenigsten. Weil nämlich jeder der Hauptanführer unumschränkter Herr seiner Truppen war, keiner von dem andern abhieng, keiner als Generalissimus betrachtet wurde, so hatte auch jeder die Freiheit, sich Vorrath anzuschaffen, wenn, wo und wie er wollte. Jeder sorgte mithin für sich und seine Leute, das Beste in grösster Menge zu erhalten, und dadurch geschahe es, daß in kurzer Zeit für alle nichts mehr da war.

Die Belagerten hielten sich in den ersten Tagen der Belagerung ganz still; niemand zeigte sich an und auf den Mauern, und es schien, als ob die Stadt ganz ausgestorben wäre. Weil die ehrlichen Belagerer dieses für Muthlosigkeit hielten, so zerstreuten sie sich hie und da in der Gegend, bewaffnet und unbewaffnet, verderbten alles, was die Saracenen vor ihrer Einschließung etwa noch verschont hatten, zerstörten die schönen Baum- und Obstgärten, verheerten die Dörfer umher, nahmen alles Vieh und Getraide, was sie fanden, weg, und überließen sich der größten Unmäßigkeit. Die Kriegszucht verfiel täglich mehr, und alle Unordnungen und Laster, welche der Uiberfluß erzeugt, wurden im Lager einheimisch. Man stellte oftmals nicht die nöthigen Wachen aus, oder diese überladeten sich mit Fleisch und Wein so sehr, daß sie auf ihren Posten in tiefen Schlaf fielen. Der schlechteste Soldat bereitete seine Speisen so delikat als möglich; man aß blos Leckerbissen; das übrige warf man weg und überließ es den Hunden und Würmern zur Speise. — Leibesübungen, welche doch damals immer üblich waren, und wodurch der Körper so sehr zur Ausdauer bey den Beschwerden des Kriegs gestärkt wird, wurden nicht mehr angestellt; weibliche Zeitvertreibe, Tänze, Glücksspiele und Spaziergänge mit liederlichen Weibsbildern, in den schönen Blumen- und Obstgärten und Wäldchen um Antiochien, waren ihre Beschäftigung. —

Bald war nun das Lager ein Aufenthalt von Räubern, Mördern, Ehebrechern und Gotteslästerern; ein Strom von Weibern des Landes war der Armee schon auf dem Wege gefolgt und überschwemmte das Lager. Ohne Wahl, ohne Zurückhaltung und ohne Reue überlies man sich den schändlichsten Ausschweifungen; ja man setzte oft sogar die Gleichheit des Geschlechts aus den Augen.

Dieses schreckliche Verderbnis würde, ohngeachtet der täglichen Ermahnungen der vornehmsten Heerführer und dessen, was der Geistlichkeit Ehrfurcht erwarb, immer mehr zugenommen haben, wenn nicht die Kriegsoperationen und noch ein grausames Uibel bei der Armee eine heilsame Veränderung bewirkt hätte, die sie vor ihrer eignen Wuth rettete. Nach vierzehn Tagen ermunterten sich endlich die Belagerten aus ihrer Betäubung, worein sie dem Anschein nach versunken waren; aber ihr Erwachen war so schrecklich, als ihr Schlaf erkünstelt gewesen war. Plötzlich und auf einmal stürzten sie durch die Thore, die nicht besetzt und auch durch die besetzten heraus, fielen in das nachläsig bewachte Lager, nahmen Maschinen, Waffen, Fahnen, Soldaten mit sich fort, oder verbreiteten sich in die Ebene, fielen die Futterholenden an, tödteten die Beherztesten, oder die nicht schnell genug waren, ihnen zu entgehen, und kehrten mit vieler Beute und einer Menge Gefangenen zurück.

Bisweilen waren ihre Ausfälle nicht so tumultuarisch, aber dennoch eben so gefährlich. Sie schlichen sich heimlich und in der Stille längs dem Moraſt und dem Fluß hin, und auf einmal machten sie ein großes Geschrei, Schrecken und Bestürzung zu erregen, führten alle Kreuzfahrer, die sie in den Gärten, Gehölzen und Büschen fanden, mit sich fort; und so fanden diese, anstatt des daselbst gesuchten Vergnügens, Sklaverei oder Tod. Zu einem dieser Ausfälle bezahlte der junge Alberon, Archidiakon zu Metz, Verwandter des abendländischen Kaisers, seine Unbesonnenheit und Zeitvertreibe, die sich zu seinem Stande nicht schickten, mit seinem Leben. Er war in einem Garten, wo er mit einer Frau vom Stande ein Glücksspiel spielte. Sie wurden von den Sarazenen in dem Augenblicke, da sie es am wenigsten vermutheten, überfallen; dem Geistlichen wurde der Kopf abgehauen und seine Geliebte zu demselbigen Schicksal aufgehoben, das nur verschoben wurde, bis sie in der Stadt die Begierden ihrer Räuber gesättigt hatte. Als diese ihre Lust gebüßt hatten, schlugen sie ihr ebenfalls den Kopf ab, und warfen ihn mit dem Kopfe ihres Liebhabers ins Lager.

Solche Auftritte, die oft vorfielen, flößten, wo nicht Schauer, doch Schrecken ein; man wurde wenigstens behutsamer. Man wurde endlich der öftern Ausfälle müde und beschloß einen allgemeinen

Sturm, der aber fehl schlug. Die meiste Beschwerde machte den Christen das Brückenthor, aus welchem die feindlichen Partheien ohne Unterlaß ausfielen, sie zu beunruhigen, ihre Arbeiten zerstörten, oder die Futterholenden anfielen, die mehrentheils schwimmend durch den Fluß setzten, und also diesen kleinen Scharmützeln selten ausweichen konnten. Deswegen machten die Christen endlich eine Schiffsbrücke, so daß sie die, welche die Belagerten inne hatten, entbehren konnten. Zu gleicher Zeit suchte man ihren Ausfällen durch das Hundethor Einhalt zu thun. Zu dem Ende brachte man einen großen Thurm, der voller Soldaten war, nahe an die Mauer, aber er wurde bald in die Asche gelegt, und alle die darinen waren unter dem Gewicht der Masse zerquetscht, oder getödtet, oder gefangen genommen. Drei an dessen Stelle gesetzte Steinwerfer nutzten eben so wenig. Endlich schleppten sie fast ganze Felsen durch ihre Häude herbei, häuften sie vor dem Thore auf einander, und machten einen so schrecklichen Berg daraus, daß die Belagerten nicht mehr heraus konnten.

Indem diese kleinen Kriege die Armee schwächten, mußten sie mit der rauhen Jahreszeit und dem Mangel an Lebensmitteln kämpfen. Der Winter war ungemein regenhaft, und auf einem Boden, der das von allen Bergen abströmende Wasser aufnahm, wurde das Lager bald ein unermeßlicher

Morast, in welchem kein Ort mehr war, wo Menschen, Pferde und Gepäcke auf dem Trocknen bleiben konnten. Die Gewalt des Wassers riß die Zeltpfähle um, warf die Zelter nieder, und führte das Gepäcke mit fort. Gezelte, Kleider, alles faulte weg; die Waffen wurden vom Rost angefressen, die Soldaten, die den Gefahren eines strengen Winters mehr ausgesetzt sind, als die Heerführer, zogen sich durch Feuchtigkeit und Frost größtentheils Krankheiten zu, von denen sie haufenweis hingerafft wurden. Die ihnen entgiengen, hatten noch einen grausamern Feind zu bekämpfen. Das Land war von ihnen selbst und von den Feinden dergestalt verwüstet, daß es ihrer Gierigkeit nichts mehr liefern konnte. Es half nichts, daß sie mit einander in Gesellschaft getreten waren und Partheien machten, um zu streifen, daß sie sich eidlich verbanden, die Lebensmittel die sie fanden, gleich unter sich zu theilen; sie fanden nichts als feindliche Schaaren, mit denen sie streiten mußten. Gewöhnlich siegten sie. Aber wenn sie dann mehr mit Ruhm als mit Proviant ins Lager kamen, so verloren sie ihr Leben noch durch Hunger.

Der strenge Winter entfernte diejenigen, die von weitem her Proviant in das Lager hätten bringen können. Der geringe Vorrath davon, den gemeiniglich Boemund, Prinz von Tarent, und der Graf von Flandern mit ihren Leuten herbeiführten,

wurde oft von den Feinden angefallen; die Bevölkerung verjagt und die Zufuhr weggenommen. Man mußte den Unterhalt der Armee von den Eingebornen erwarten, die von Zeit zu Zeit kleine Vorräthe brachten, aber abscheulich theuer verkauften. Ein Mann konnte täglich nicht mit zwei Sous Brod auskommen, wenn er satt werden wollte. Ein Ochse, der im Anfange der Belagerung fünf Sous galt, kostete um Weihnachten, da man anfieng die Hungersnoth zu fühlen, zwei Mark. Ein Lamm oder eine Ziege, die man anfangs für drei bis vier Deniers haben konnte, wurde damals bis sechs Sous getrieben. Das Futter war ebenfalls theuer. Es war so unbesonnen verschwendet wurden, daß es nun fast unmöglich war, etwas zu finden, und die Fütterung eines einzigen Pferdes kostete für eine einzige Nacht bis acht Sous. Man sieht leicht, daß wenige Krieger im Stande waren, einen so ungeheuern Aufwand auszuhalten; es starben auch alle Tage eine solche Menge Pferde — sowohl weil die mehrsten die ihrigen lieber verzehren, als füttern wollten, als auch aus Mangel der Fütterung und schlechten Nahrung, die sie statt dessen erhielten — daß die Armee, die deren bei ihrer Ankunft vor der Stadt 60,000 gehabt, kaum 2000 behielt, die so mager, so abgefallen, so schwach waren, daß sie auch nicht die kleinsten Dienste verrichten konnten. Das Sterben unter Menschen und Vieh riß so viele hin, daß man keinen Ort mehr fand, wo man sie

begraben konnte und man endlich ganz aufhörte, wodurch nothwendig die Seuche noch vergrößert werden mußte. Zu so vielen Plagen kam noch, daß viele Soldaten ausrissen, und dieses schien so nothwendig zu werden, daß es beinahe für kein Verbrechen mehr gehalten wurde. Dadurch schmolz die Armee beinahe auf die Hälfte.

In dieser Noth wurde Boemund und Robert der Auftrag gegeben, mit 25,000 Mann in der Ferne Lebensmittel zu suchen. Kaum hatten die Belagerten, welche von allem, was im Lager vorgieng, aufs genaueste unterrichtet waren, den Abzug dieser Truppen vernommen, so fielen sie ins Lager ein, wurden freilich ziemlich muthig empfangen, thaten aber demohngeachtet vielen Schaden. Jedoch tröstete man sich einigermaßen über die bisher erlittenen Unfälle, als jene beiden Heerführer mit beträchtlichen Vorräthen zurückkamen. Aber was war das unter so viele?

Zu eben der Zeit wurde man endlich auf den Umstand aufmerksam, daß doch allemal die Feinde wüßten, wenn ein Theil des Heeres abwesend wäre, und daß sie darnach ihre Ausfälle einrichteten, daß also zweifelsohne Verräther im Lager seyn müßten. Dieses hätte man früher merken und Vorsicht anwenden können, da man Griechen, Syrer und Armenier, die sich der Handlung wegen

einfanden, ungehindert ins Lager kommen ließ. Unter diese mischten sich viele Sarazenen, die unter dem Namen der Christen und wegen der Eßwaaren, die sie mitbrachten, sich ohne Mühe das Zutrauen der Kreuzfahrer erschlichen und ihre geheimsten Anschläge erfuhren, wovon sie denn den Belagerten unverzüglich Nachricht gaben. Da diese Kundschafter von den wahren Christen schwer zu unterscheiden waren, so besann sich Boemund auf eine List, die den Türken die Lust vertrieb, sich künftig mehr mit diesem Geschäfte abzugeben. Es wurden auf seinen Befehl einige gefangene Sarazenen getödtet; hierauf ließ er ein großes Feuer anzünden und sie an den Spieß stecken, durch seine Leute aber ausbreiten, daß er in dem Mangel, worin er wäre, sich zu diesem Hülfsmittel entschlossen hätte, und daß er alle Ungläubige, die ihm in die Hände fielen, für seine und seiner Soldaten Tafel auf diese Art zubereiten lassen wollte. Diese Erdichtung, die man hier in Wahrheit verwandelt sahe, machte einen so lebhaften Eindruck auf die verkappten Türken, die dabei gegenwärtig waren, daß sie in der Nacht alle verschwanden, mit dem guten Vorsatze, nicht wieder zu diesen Menschenfressern zu kommen. Zugleich ließ der Bischoff Abdemar ein großes Stück Land im Angesicht der Belagerten beackern und besäen. Aus diesem Kunstgriff hatte er den doppelten Vortheil, daß er auf einer Seite die Muselmänner

schreckte, und auf der andern die Christen über die Zukunft beruhigte.

Weil jedoch für die Armee immer nur äußerst wenig Lebensmittel da waren, und Krankheit immerfort Verwüstungen anrichtete, auch die Belagerten sich hartnäckiger bewiesen, als man geglaubt hatte, und nach und nach der Enthusiasmus erlöschte, so nahmen verschiedne, besonders kleinre Heerführer, mit ihren Soldaten die Flucht, und suchten so gut als möglich für ihre Erhaltung zu sorgen. Die Schriftsteller haben die Namen der meisten, die sich diesen Schandfleck anhiengen, verschwiegen, aber zwei davon, denen man es am wenigsten hätte zutrauen sollen, haben sie uns genennt, nämlich, den Vicomte von Melun, den man in der Armee wegen seiner Tapferkeit den Namen des Zimmermanns beigelegt hatte, und — Peter der Einsiedler, durch dessen Predigten jene heilige Raserei am meisten angefeuert worden war. Er war für seine Person gegen die ganze Unternehmung schon seit geraumer Zeit etwas lauer geworden. Denn man hatte ihn oft, wenn man in Noth war, den Urheber alles Unglücks genennt, und achtete ihn nicht mehr, wie vorher, als den Hauptanführer der Unternehmung, sondern wie einen gemeinen Priester. Ueberdem war ihm als einen wirklichen frommen Mann das Leben der Soldaten, zum Theil, auch der Heerführer anstößig und un-

erträglich. — Allein beide Flüchtlinge wurden auf ihrer Flucht eingeholt und ins Lager zurückgebracht, wo man sie sehr schimpflich behandelte. Darauf erklärte man jeden, der ferner ausreißen würde, für ehrlos, und bedrohete ihn, wie Mörder und Gotteslästrer mit dem Tode.

Nach diesen wider die Ausreißer getroffnen Vorkehrungen war man auch bedacht die Sitten im Lager zu verbessern. Ungeachtet der Ermahnung der Bischöffe und der Geistlichkeit, die alle Sonntage ihren Eifer verdoppelte, sich im Lager verbreiteten, und da wider die Laster donnerten, und an die Grundsätze der christlichen Sittenlehre erinnerten, wuchs das Verderben immer mehr. Alle Ungeheuer, welche die Liebeswuth erzeugt, wurden in ihrer Einbildungskraft gebohren, und von ihnen realisirt. Eine seltsame Wirkung des menschlichen Verderbens oder der Schwäche, daß Menschen, die am nothwendigsten Mangel litten, doch ein Bedürfniß zu befriedigen geneigt waren, von dem man glauben sollte, daß es nur bei Müssiggang und Wohlleben statt fände. Eben so sehr war es zu bewundern, daß Krieger, die allem, was Kummer und Verzweiflung Bittres haben, ausgesetzt waren, ihre Unruhen und Sorgen durch Spiele und Zeitvertreibe täuschten.

Die Geistlichkeit im Kreuzheere glaubte, daß sie diese Zeitvertreibe den Truppen nicht erlauben könnte, und faßte den Entschluß, im Bezirk des Lagers alle Arten von Glücksspielen, so wie Trunkenheit und Gefräßigkeit, welche sich die Reichern zu Schulden kommen ließen, ingleichen Wucher, Betrug im Maaß und Gewicht, Diebstahl, Fluchen und Gotteslästerung aufs schärfste zu verbiethen. Es wurde ein Tribunal angeordnet, daß aus vornehmen Geistlichen und Layen bestand, welches von allen Vergehungen Erkundigung einzog, und die Missethäter nach Beschaffenheit der Fehler und der Umstände bestrafte; einige mit Ruthen stäubte, andre ins Gefängniß warf, diesen die Haare abschnitt, jene mit glühenden Eisen braudmarkte.

Noch schärfer verfolgte man die Unzucht, und alle mehr oder weniger gräuliche Laster dieser Art; aber ohngeachtet der weit strengern Verordnungen schaften sie doch weit weniger Nutzen. Es war verordnet, daß jedes Weib, die keinen Mann hatte und schwanger war, mit ihrem Liebhaber am Leben gestraft werden sollte; aber auch nach der Bekanntmachung dieser Verordnung fanden sich zu viele Straffällige, als daß man das Gesetz nach der Strenge vollziehen konnte. Man mußte die Züchtigung mildern, wie es auch mit einem Mönche geschah, der mit seiner Geliebten auf frischer

That ergriffen wurde. Dieser Mönch war einer von den sogenannten Girovagen, welche ohngeachtet des Verbots ihrer Obern, aus Widerwillen gegen ihren Stand, und um zügellos zu leben, diesen Zug mitgemacht hatte. Da die beiden Straf-baren das Verbrechen läugneten, so mußten sie sich der Probe mit dem glühenden Eisen unterwerfen, welche nicht gut für sie ausfiel. Abdemar, der den Vorsitz im Gericht hatte, verurtheilte sie durch das ganze Lager mit Ruthen gestrichen, und dann aus demselben verbannt zu werden. Zugleich faßte man die Entschließung, einer Leidenschaft, wider deren Ausbruch bisher alle Vorkehrungen unkräftig gewesen waren, unübersteigliche Hindernisse entgegen zu setzen. Man sonderte nämlich die Männer von den Weibern ab, und brachte die letztern alle, verheirathete und unverheirathete, in einen besondern Bezirk außer dem Lager. Auf diese Weise vermengte man die Tugend mit dem Laster, verbot die eheliche Liebe, und machte diejenigen, welche bis dahin durch die Entfernung von schlechten Menschen gut geblieben war, auch schlecht. Nach dieser Vertreibung reinigte man das Lager durch ein allgemeines dreitägiges Fasten, durch Gebet und Procession.

Unterdessen hatte der Commendant von Antiochien; Baghi Sian, Briefe über Briefe an viele benachbarte Emirs geschickt, und um Hülfe gebe-

ten. Es erschien auch um die Zeit, den 9. Febr. 1098. eine Armee von 20,000 Mann, welche sich mit Hülfe eines Ausfalls der Belagerten in Antiochien werfen sollten. Allein Boemund und Robert schlugen und zerstreuten diese Truppen, wobei den Christen besonders 1000 Pferde willkommen waren, die ihnen lebendig in die Hände fielen. Von den Sarazenen, welche im Treffen blieben, nahm man zum Zeichen des Sieges die Köpfe mit ins Lager, 200 davon wurden mit Maschienen in die Stadt geworfen, wo die Belagerten ein verzweiflungsvolles Geschrei ausstießen, weil sie nun sahen, daß sie auf keine Hülfe, wenigstens vorjetzt nicht, zu rechnen hätten. Sie verdoppelten dasselbe, als man 300 andre Köpfe auf Stangen um die Mauer herstellte. Dieses geschah von Seiten der Kreuzfahrer aus Rache, weil die Belagerten einige Tage vorher bei einem Ausfalle den Christen eine Fahne mit dem Bildniß der heiligen Jungfrau geraubt, sie mit Schmähungen überhäuft, und die Mutter Gottes gelästert hatten, daß sie ihnen doch so gar schlecht beistünde. Ueberdieß schickten die Kreuzfahrer auch noch 100 andre Köpfe dem Sultan von Egypten zum Geschenk.

Um diese Zeit erhielten die Christen eine Nachricht, die ihnen in ihrer elenden Lage äußerst willkommen seyn muste, nämlich von der Ankunft einer Genuesischen und Pisanischen Flotte, die im An-

fang des März in den Hafen St. Simeon erschien. Alsobald eilte man ohne Ordnung, zum Theil auch ohne Waffen, nach dem Hafen, und das mit so wenig Vorsicht, daß es den Feinden ein Leichtes gewesen wäre, sie bei ihrer Rückkunft sämmtlich niederzuhauen. Daher wurden die beiden Heerführer Boemund und Raimund abgeschickt, um jene Vorräthe und Haufen zu decken. Die Feinde, welche Nachricht erhalten hatten, daß das Lager fast ohne Vertheidigung geblieben war, und die Stunde wusten, wenn beide Heerführer zurückkommen würden, sendeten 4000 Mann ab, sich in einen Hinterhalt zu legen, während daß ein andrer Theil der Besatzung die Christen durch einen verstellten Ausfall im Lager aufhalten sollte. Dieser Anschlag war zu gut eingeleitet, als daß er nicht wenigstens zum Theil hätte gelingen sollen. Die 4000 Mann, welche zum Brückenthor hinausgegangen waren, ließen die beiden Prinzen sich nähern, die keine sehr strenge Ordnung beobachten konnten, da sie Soldaten blos mit dem Schwerd bewafnet, Arbeiter und Ingenieurs, die nicht gewohnt waren in Reihe und Glied zu fechten, und noch dazu den Proviant bedeckten, dessen Transport allein den Marsch beschwerlich machten, wozu sich noch die Beschwerlichkeit und Unkunde des Wegs gesellte; sobald sie also in den Hinterhalt fielen, wurden sie auf den ersten Angriff zum Weichen gebracht. Vergebens zwangen die beiden Heer-

führer ihre Soldaten Stand zu halten, nachdem 1000 davon auf dem Platze geblieben, oder gefangen worden waren; sie mußten ihnen endlich doch die Flucht gestatten. Boemund rettete sich mit einigen wohlberittenen Reutern durch einen Nebenweg, und überließ dem Bischoff von Pay und dem Grafen von Toulouse die Sorge, sich so gut als möglich von den Feinden loßzumachen.

Sobald Boemund im Lager ankam griff alles zu den Waffen; man gieng über die Schiffbrücke und näherte sich dem Feinde, der noch in der Verfolgung Raimunds und Adhemars begriffen war. Baghi Sian, der von seinen Mauern die Bewegungen der christlichen Armee sahe, blieb nicht lange in Ungewißheit wegen der Ursache. Er ließ seine Truppen aus dem Brückenthor gehen, und stellte sie längst der Mauer in Schlachtordnung, um seinen abgeschickten Haufen zu empfangen, und mit mehrerer Sicherheit in die Stadt zu begleiten. Aber Gottfried von Bouillon hatte sich schon an der Spitze seines Heeres einer Anhöhe bemächtigt, wo die Truppen des Hinterhalts nothwendig vorbei mußten, wenn sie in die Stadt wollten. Da der saracenische General diese Stellung bemerkte, hielt er es der Klugheit nicht gemäß, Gottfried aus diesem Posten zu vertreiben, und entschloß sich lieber in die Stadt zurückzugehen und die Thore verschließen zu lassen, damit jene siegen oder sterben

müßten. Da sie an Zahl nicht sehr stark waren, wurden sie von Gottfrieds Truppen umringt und geschlagen, ohngeachtet sie sich wie Verzweifelte wehrten. Gottfried bewieß besonders an diesem Tage eine beispiellose Tapferkeit. Nach dem Berichte der Geschichtsschreiber war keine Rüstung so stark, daß sie der Schärfe seines Schwerdts zu widerstehen vermochte. Er hieb, stach, zersplitterte Lanzen, Helme, Küraſſe, Panzer, und um ihn her war der Boden mit abgehauenen Armen, Beinen und Köpfen bedeckt; aber dieses Blutbad war nichts im Vergleich mit dem Wunder der Tapferkeit das er vor beiden Heeren verrichtete. Es wird uns nicht unglaublich scheinen, wenn man erwägt, was noch einige Menschen in unserm verzärtelten Jahrhunderte auszurichten vermögen, und was damals also Krieger thun konnten, deren Körper von Jugend auf abgehärtet und gestärkt wurde.

Einer der vornehmsten Sarazenen hatte nämlich den Herzog von Lothringen als einen seiner würdigen Feinde mit aller Wuth der Verzweiflung angegriffen. Von dem Streich, welchen er Gottfried versetzte, war sein Schild, das er ihm entgegen hielt, in zwei Theile gespalten, und der Sarazen wollte ihn wiederholen, als Gottfried durch die vorschwebende Gefahr neue Kräfte erhielt. Er richtete sich in den Steigbügeln in die Höhe und versetzte seinem Feinde einen so entsetzlichen Streich, daß der

Hieb zur rechten Schulter in die Fugen des Küraſſes hineingiengen, und durch den Körper bis an der linken Seite am Gürtel ihn in zwei Theile durchſchnitt. Der obere Theil fiel zur Erde, und der andre, der im Sattel blieb, wurde vom Pferde nach der Stadt getragen, wo der Anblick Schrekken und Beſtürtzung verbreitete. Der Herzog von Normandie zeichnete ſich ebenfalls durch eine erſtaunliche Thut aus, indem er einen der voruehmſten Saracenen den Kopf bis auf die Schultern ſpaltete, und ihn zur Erde ſtürzte, wobei er ausrief: Stirb, ich weihe auf ewig deine Seele allen hölliſchen Mächten.

Wie dem ſei, ſo iſts gewiß, daß in keinen Treffen ſo verzweifelt gefochten wurde, wie in dieſem. Baghi Sian bereute jetzt die Verſchließung der Thore, ließ ſie von neuen öffnen, und rückte mit dem größten Theil ſeiner Leute aus, um die Flüchtigen zu empfangen und zu decken. Allein der günſtige Augenblick war vorbei. Der Rückweg wurde ihnen von Gottfried verſperrt, und der größte Theil erſchlagen. Bei der Brücke war das Blutbad am ſtärkſten, ſowohl von Seiten der Sieger, als deren, die aus der Stadt zu Hülfe gekommen waren. Vergebens wurden ſie von dem Emir aufgemuntert, der ſich mit der übrigen Beſatzung auf die Mauer ſtellte; vergebens ſchrien die türkiſchen Weiber, ſchlugen ſich an die Bruſt und rauften ſich die

Haare aus; die Sarazenen wurden in Stücken gehauen, von der Brücke gestürzt, Todte und Lebendige auf einander gehäuft, hatten im Wasser einerlei Schicksal. Lange blieb der Fluß roth von dem Blute, was an allen Bogen der Brücke herabfloß, und die Menge der Leichen, die sich in seinem Bette anhäuften, hemmten seinen Lauf. Die Schlacht war ebenfalls für die Christen so blutig gewesen, daß ein Schriftsteller, der diese Szene damals beschrieb, sagt: die getödteten Kreuzfahrer hätten sich mit Kronen auf dem Haupt, und Palmen in den Händen in Chören gegen Gott beklagt, und gerufen: Warum hast du unser Blut nicht vertheidigt, das heute für dich vergossen worden ist.

Die Niedergeschlagenheit und das Schrecken der Belagerten war an diesem Tage allgemein, und vielleicht wäre in der Bestürzung die Stadt erobert worden, wenn die Nacht dem Metzeln nicht Gränzen gesetzt hätte. Sie hatten wenigstens 5000 Mann verloren. Die Nacht brachten sie mit Beerdigung ihrer Todten zu, die sie mit Waffen, Kostbarkeiten und Kleidern verscharrten. Zu diesen Gräbern lief der christliche Pöbel, grub die blutigen Körper aus, beraubte sie und warf die meisten in eine große Grube. 1500 Köpfe nahm man zum Zeichen des Sieges mit ins Lager, und stolzierte mit der Beute, die man gemacht hatte. Einige trugen zwei bis drei seidne Kleider, andre drei bis

vierf Schilde, Lanzen, Wurfspieße und reiche Schwerdter.

Nun dachte man auch daran, die Stadt enge einzuschließen. Man warf auf der Brücke eine Schanze auf, welche mit 500 Mann besetzt wurde, so wie an dem andern Thor gegen Abend, durch welches die Belagerten bisher Zufuhr aller Art erhalten hatten. Denn Vortheil daran sahe man bald, den man fieng eine Menge syrischer und armenischer Kaufleute, die die Lebensmittel in die Stadt brachten, und von der neuangelegten Schanze noch nichts wusten. Zugleich überfiel man vier Meilen von der Stadt in einem Thale den größten Theil der Pferde und Lastthiere der Belagerten auf der Weide, erschlug die Menschen, und führte die Pferde, 2000 an der Zahl ins Lager, ohne eine große Menge Maulesel, Cameele und Ochsen, die man nicht zählte. Dadurch wuchs der Muth der Christen, und alles bestrebte sich, die so sehnlich erwartete Einnahme der Stadt beschleunigen zu helfen. Die Weiber kamen den ermatteten Truppen durch Erfrischung zu Hülfe, und selbst Kinder nahmen an den Gefahren des Kriegs Theil. Da sie beständig das Bild des Krieges vor Augen hatten, so wurde ihre jugendliche Einbildungskraft davon entzündet; auch sie brannten vor Begierde, sich gegen die Ungläubigen hervorzuthun, machten unter sich kleine Truppen, und übten sich in allerlei

Kriegsspielen. Sie wählten sich Heerführer von ihrem Alter, denen sie gehorchten, und ihren Namen von einigen berühmten Heerführern beilegten, als Boemund, Robert, und diese suchten die Funken ihres aufkeimenden Muths anzufachen, gaben ihnen Sold, Lebensmittel, und Waffen, die sie regieren konnten. Als die Muselmänner diese Schaaren von Kindern an dem Fuß der Mauern unaufhörlich spotten sahen, so stellten sie dieser Militz ihre Jugend entgegen, welches oft zu kleinen Scharmützeln Anlaß gab, die sich auf die wesentliche und blutigste Art endigten, indem sich die wirklichen Soldaten darein mischten, um die Parthei, die zum Weichen gebracht war, zu unterstützen.

Bei dieser Belagerung kam noch eine sonderbare Art Soldaten zum Vorschein. Unter den Kreuzfahrern befand sich auch ein Haufen Bettler und Landstreicher, Leute ohne Stand, ohne Brod, ohne Waffen, ohne Geld, die der Armee mehr zur Last fiel, als daß sie ihr etwas half, und sich in Ermanglung des Allmoseus, das man ihnen bei dem allgemeinen Elende nicht zu geben vermochte, mit Kräutern und Wurzeln nährte, die sie auf dem Felde fanden. Ein Normann, der nicht von der niedrigsten Abkunft seyn mußte, weil er zu Pferde zur Armee gekommen war, der es aber bei dem allgemeinen Mangel verloren hatte, gerieth auf den Einfall alles dieses Lumpengesindel zum Dienst der

gemeinen Sache zu brauchen. Er erklärte sich für ihr Haupt, und ließ sich den Namen König Truant geben, welches Wort in der alten französischen Sprache ein Landstreicher, Taugenichts, einen Menschen, der aus Faulheit bettelt, bedeutet. Besagter Hause kam ihnen bei der Belagerung sehr zu statten, zum Transport der Lebensmittel, des Gepäckes, der Maschinen, und zu andern nöthigen Verrichtungen. Diejenigen, die man brauchte, wurden dafür bezahlt, und da sich doch unter vielen schlechten noch immer einige beßre befanden, so wurden die wirthschaftlichsten, wenn sie bis zwei Sous erspart hatten, von dem König Truant ihres Eides entlassen, konnten sich Waffen, und was sonst zur Ausrüstung eines Soldaten gehörte, anschaffen, und wurden unter die ordentlichen Truppen versetzt. Da es besonders diese Landstreicher waren, die in Ermangelung andrer Nahrungsmittel, die Körper der Muselmänner ausgruben, nicht nur um sie zu plündern, sondern auch um sie zu essen, und die Mahomedaner nach ihren Religionsgrundsätzen dergleichen Handlungen mit Abscheu ansahen, so ward ihnen diese Militz ein Gegenstand des lebhaftesten Schreckens, und sie wagten es fast nicht mehr, sich vor ihnen sehen zu lassen, aus Furcht von ihnen gefressen zu werden. Diese Furcht erhielt durch Boemunds oben erwähnte List neue Stärke.

Solchemnach trug alles bei, den Belagerten ein Obergewicht zu ertheilen. Die Hofnung eines großen Beistandes, vom Sultan von Persien, war noch das einzige, was sie aufrichtete; sie wusten daß derselbe schon im Anzuge wäre, die Christen aber hatten keine Nachricht davon. Da es ihnen darauf ankam Zeit zu gewinnen, und die Kriegsoperationen zu schwächen, so hielten sie um einen Stillstand an und schmeichelten den Kreuzfahrern mit der Hofnung, sich in der Zwischenzeit zu ergeben, und die Kapitulation zu Stande zu bringen. Es wurde ihnen bewilligt; beide Theile gaben sich Geisel, die Vorschläge wurden entworfen und überlegt. Mittlerweile kamen beide Völker auf Treu und Glauben zusammen, giengen aus dem Lager in die Stadt und aus der Stadt ins Lager. Diejenige Nation aber, der daran gelegen war, machte sich die Augenblicke zu Nutze, alles was zu ihrer Vertheitigung diente zu besorgen, und versorgten sich mit so viel Lebensmitteln, daß sie die Ankunft der Hülfe abwarten konnte. Hierauf brachen die Saracenen den Tag vorher, ehe der Stillstand abgelaufen war, die Unterhandlungen auf einmal ab, und bezeichneten ihre Treulosigkeit mit dem Tode Galons von Tulmo; dieser gieng, der öffentlichen Sicherheit gewiß, in die schönen Gärten vor Antiochien spazieren, und wurde unmenschlich erwürgt. Aber nun ereignete sich ein Umstand, der den Sturz der Stadt beschleunigte.

Es hatte sich nämlich, ehe die Kreuzfahrer nach Antiochien zogen, einer der Heerführer mit seinen Leuten von der Armee getrennt, und theils durch List, theils durch Tapferkeit ein eignes Fürstenthum, Edessa, an sich gebracht, wo er beschloß seine Tage zuzubringen, ohne der Eroberung von Jerusalem beizuwohnen. Er hieß Balduin. Dieses Glück reizte den Ehrgeitz des Prinzen von Tarent, der ohnedem blos aus eigennützigen Absichten das Kreuz ergriffen hatte, zu einer ähnlichen Besitzung, und es gefiel ihm Antiochien mit seinem Gebiet dazu ganz vorzüglich. Während daß der obenerwähnte Stillstand dauerte, hatte er Bekanntschaft mit einem Renegaten, Namens Phiruz, gemacht, welcher bei dem Emir in Antiochien Geheimschreiber war, und dessen ganzes Vertrauen besaß. Der Emir hatte ihm die Bewachung eines der vornehmsten Thürme, Bormunds Quartier gegenüber, anvertrauet; zween seiner Brüder commandirten die Thürme neben dem seinigen. Mit diesem Renegaten verabredete Boemund, daß er ihm die drei Thürme übergeben sollte. Dafür wollte er ihm eine ansehnliche Summe bezahlen und eine hohe Ehrenstelle in der Stadt geben. Doch sollte der Vertrag nur in dem Fall vollzogen werden, daß die Kreuzheerführer keinen andern als Boemund die Stadt überließen.

Hierauf trug der Prinz die Sache in einer Versammlung der Heerführer vor. Er sagte, daß die Belagerten sich wieder mit Lebensmitteln versehen hätten, und also die Belagerung nicht nur lange dauern, sondern auch wohl noch ein Entsatz möglich seyn möchte, daß er aber Mittel gefunden habe, die Stadt in die Hände der Kreuzfahrer zu liefern, doch unter keiner andern Bedingung, als wenn sie ihm übergeben würde. So sehr der erste Theil des Vertrags allen gefiel, so fand sich doch beim zweiten kein geringer Widerspruch, besonders von Seiten des Grafen von Toulouse, dem Antiochien ebensowohl gefiel als Boemund. Aber als man erwog, daß man doch eigentlich nicht wegen Antiochien, sondern wegen Jerusalem diesen beschwerlichen Zug gemacht, und auch wuste, daß die Sarazenische Hülfsarmee in Anmarsch sei, versprach man Boemund die Stadt mit der Bedingung, daß er die Eroberung beschleunigte.

Sogleich gab Boemund den Phiruz Nachricht, und dieser schickte seinen Sohn als Geisel mit den lezten Instruktionen, daß man nämlich des andern Tages die Armee sollte aus dem Lager ziehen lassen, als wenn sie dem Entsatz entgegen rücken, oder auf Fouragierung ausgehen wollte; in der Nacht aber sollten sie in aller Stille zurückkehren, und sich den Thürmen nähern, die ihnen übergeben werden sollten.

Alsobald erhielten alle Häupter, sowohl die, welche um die Sache wusten, als die, welche nicht darum wusten, Befehl, ihre Truppen zur Abreise fertig zu halten; des andern Nachmittags verliessen sie im Angesicht der Belagerten, unter Trompeten Schall mit fliegenden Fahnen, das Lager, und glaubten selbst wider andre Feinde zu marschieren. Nachdem man sie einige Zeit nach Mitternacht geführt hatte, das Fußvolk auf die Ebene, die Reiterei in die Gebirge, läßt man sie plötzlich umwenden gegen Abend, und so langten sie in der gröβten Stille, nach völlig eingebrocher Nacht, mitten in einem Thal, nahe bei den benannten Thürmen an. Hier erst entdeckte man ihnen das Geheimniß der Unternehmung. Man wartete nun mit Ungedult auf das gegebene Zeichen. Denn es war die Abrede getroffen, daß Phiruz es nicht eher geben sollte, als wenn es so tief in der Nacht wäre, daß die ganze Besatzung im tiefsten Schlaf läge. Endlich zeigte der Renegat auf seinem Thurm. Boemund, der sich und die Seinigen nicht vergebens in Gefahr setzen wollte, sendete, ehe er weiter rückte, einen seiner getreuen Lombarder, Paien, ab, mit seinem Zeichen, daran man ihnen erkennen könnte. Hierin handelte Boemund sehr weislich, denn indem sein Abgeordneter und der Renegat sich unterredete, gieng der Officier, der die Runde hatte, vorbei, weil ihm aufgetrageu worden war, diese Nacht besonders aufmerksam zu

seyn. Die Laterne, die ihm vorgetragen wurde, und die Schildwache benachrichtigte Phiruz zeitig genug; er läßt den Italiener sich entfernen, und zeigt sich unerschrocken der Wache. Er erhielt von der Wache ein Compliment, daß er als Commandirender selbst auf den Beinen wäre, welches die Hauptleute sonst ihren Stellvertretern überließen. Sobald die Runde vorbei war, kam der Renegat wieder zum Lombardes, ertheilte ihm die letzten Befehle, und befestigte in seiner Gegenwart die Strickleiter.

Würde man nicht glauben, daß von einer Armee, in welcher so viel tapfre und verwegne Ritter waren, sich viele die Ehre, der erste auf der Leiter zu seyn, würden streitig gemacht haben; allein das geschahe nicht. Boemund, Gottfried und die andern Heerführer versuchten vergebens Ermunterungen, Vorstellungen, Bitten und Vorwürfe; niemand meldet sich. Endlich wird der Prinz von Tarent über diese Kleinmüthigkeit, die alle seine Hofnungen vereitelt, ergrimmt; er kann sich nicht länger halten, überläßt sich gänzlich den Bewegungen seines Muths, vielleicht seine Verzweiflung; eilt zu der Leiter, in der Meinung, die Armee würde seinem Beispiele folgen. Aber er irrte sich. Er hatte gute Zeit auf den Thurm zu steigen, mit den Renegaten zu reden, wieder herunter, und zur Armee zu kommen, ohne daß jemand seinen Bei-

spiel folgte. Jedoch als man ihn unbeschädigt wieder herunter kommen sahe, so verschwand allmählig die Furcht, und es meldeten sich 60 Ritter und Soldaten, die Mauer zu ersteigen. Fulco von Chartres war der erste auf der Leiter, und nach ihm die vorerwähnten sechzig, dann Boemund und das übrige Heer näherte sich in aller Stille, und so kaltsinnig sie im Anfange gewesen waren, so feurig zeigten sie sich jetzt. Sie waren sich durch ihre Menge im Wege, drängten sich, und stießen sich zurück. Jeder Hauptmann, jeder Soldat wollte der erste seyn; und sie stiegen deswegen in so großer Anzahl hinan, daß die Zinne, an welcher die Leiter befestigt, und die schon an sich nicht sehr dauerhaft war, unter dem Gewichte brach, und Soldaten mit Waffen in den Graben stürzen ließ, die auf ihre Gefährten, oder auf die Lanzen, oder auf die bloßen Schwerdter fielen. Dieses Hinderniß hielt jedoch die ersten 60 Soldaten nicht ab, die Unternehmung anzufangen, und sich der drei Thürme, welche die drei Brüder kommandirten, zu bemächtigen. Einen seiner Brüder hatte Phiruz schon in derselben Nacht erstochen, weil er ihn seinem Vorhaben nicht geneigt fand; der andre wurde von den Kreuzfahrern ermordet. Phiruz bewieß sich indessen sehr thätig. Er warf vom Thurm einen Strick herab, an welchem die Leiter wieder heraufgezogen, und an einer festern Zinne aufgehangen wurde. Zugleich zeigte er Boemund ein Pfört-

chen auf der linken Seite, er macht ihm Hoffnung es zu eröffnen, und während die Kreuzfahrer sich noch von sieben Thürmen Meister machen, steigt er hinunter, und bemüht sich das Pförtchen zu öffnen. Boemund und seine Leute erholten sich bald von dem Falle, und tappten im Finstern bis sie die angezeigte Pforte fanden. Man erbrach sie von innen und von außen mit Aexten, und andern eisernen Werkzeugen, und öffnete der ganzen Armee einen Weg, durch welchen sie in die Stadt kam.

Alsobald eilte man zu den Thürmen, die noch Widerstand thaten, und da der Tag anbrach, ward ihnen die Arbeit noch leichter. Man fieng an sich der wichtigsten Posten zu versichern, Boemund pflanzte seine Fahne auf den höchsten Thurm, ließ zu gleicher Zeit alle Trompeten und Kriegsinstrumente erschallen, in deren schmetternden Ton die Kreuzfahrer ihr gewöhnliches Losungswort schrien: Gott will es haben, Gott will es haben. Das war das Zeichen zum niederhauen. Die Türken erwachen plötzlich, springen auf, und kommen mehrentheils halb nackend und ohne Waffen hervor, um die Ursache des Tumults zu erforschen. Sobald sie sich blicken lassen, werden sie ohne Erbarmen niedergemacht. Niemand hatte etwas gehört, ein starker Wind hatte die ganze Nacht hindurch gewehet, und die Bewegungen der Christen begünstigt. Einige flohen in die Citadelle, andre zu den Tho-

ren, andre in ihre Häuser, andre sprangen von der Mauer und fanden den Tod, dem sie entgehen wollten. Verschiedne ließen sich in Gefechte ein, waren aber nicht glücklicher; die kaum vergangne Finsterniß, das Schrecken, der Trompetenschall, das Geschrei der Feinde, alles trug bei sie in die äußerste Verwirrung zu stürzen. — Von allen Seiten angefallen, wusten sie nicht wohin sie ihre Streiche wenden sollten; sie fürchteten auf ihre eigne Leute zu treffen; und indem sie sich besinnen wollten, und hin und her liefen, drangen die Kreuzsoldaten auf sie ein, mehr um sie zu erwürgen, als mit ihnen zu streiten.

Bald konnte man das Blutbad nicht mehr auf den Gassen fortsetzen. Schon steigt man über Haufen von Leichen hin, man watet durch das von allen Seiten strömende Blut, und dringt mit neuer Wuth in die Häuser. Im Anfang hatten die Wohnungen der Christen und der Muselmänner einerlei Schicksal; ohne Unterschied bemächtigte man sich aller, und ermordete alles was sich widersetzte. Endlich gaben sich die Christen durch die in der lateinischen Kirche gebräuchlichen Lieder, die sie anstimmten, zu erkennen, und mischten sich sogar unter die Kreuzfahrer, um an dem Blutbade Theil zu nehmen. Sie bezeichneten ihre Thürme mit einem Zeichen, das man ihnen bekannt machte, und alle Häuser, die diesen Schutzbrief nicht hatten, wurden

Schlachtbänke, wo alles ohne Unterschied des Standes, Alters und Geschlechts vor der Schärfe des Schwerdts fallen mußte, ohne daß die Mörder sich durch Bitten, Geld oder Schönheit bewegen ließen.

Obgleich diese blutdürstigen Tiger noch nicht gesättigt waren, so mußten sie doch endlich, aus Mangel an Schlachtopfern, aufhören. Als der übrige Theil des Heeres, der zur Bedeckung des Lagers geblieben war, sich auch näherte; nachdem er Boemunds Fahne, deren Purpurfarbe in den Strahlen der aufgehenden Sonne mit neuem Glanze schien, erblickt hatte, so konnte er nur an der Beute Theil nehmen. Feinde waren nicht mehr nieder zu hauen, außer diejenigen, die sich in die Citadelle geflüchtet hatten. Denn bei der Uiberrumpelung hatte man entweder nicht daran gedacht, oder das Vermögen nicht gehabt, sie einzunehmen; sie mußte also noch erobert werden. Aber die Anzahl derer, die sich dahinein begeben hatte, war mit den ermordeten Saracenen nicht in Vergleich zu stellen, deren Leichen auf den Gassen und in den Häusern umherlagen. Die gemäßigsten Schriftsteller geben die Anzahl auf 10,000 an; die Araber hingegen auf 100,000, man müßte denn alle diejenigen hinzurechnen, welche während der sieben und einen halben Monat dauernden Belagerung geblieben waren.

Der unersetzlichste Verlust war ohnstreitig der Tod des tapfern Emir, der die Stadt so lange und so klug vertheidigt hatte. Er hatte sich in der Verwirrung mit einigen Reutern aus der Stadt gerettet und unter tausend Gefahren und mit unendlicher Mühe das Gebirge erreicht und seine Gattin und Söhne in der Gewalt Willhelms von Sabran gelassen, der sie gefangen nahm und in der Folge ein Lösegeld von 3000 golden Besans für sie erhielt. Unterwegs öffnete sich eine alte Wunde und der Verlust des Bluts, die Entkräftung, die Unruhe verursachten ihm einen Schwindel, daß er vom Pferde fiel. Seine Begleiter bemühten sich zwar, ihn wieder hinauf zu helfen, aber er war so schwach, daß er wieder herunter fiel. Man ließ ihn also liegen und sprengte mit verhängtem Zügel davon. Ein Armenier, der nicht weit davon im Walde Holz fällte und sein Klagen hörte, kam herbei und erkannte ihn. Weit entfernt, mit dem Greise in diesem hülfslosen Zustande Mitleiden zu haben, haut er ihm mit seinem eigenen Säbel den Kopf ab und bringt ihn dem Kreuzfürsten.

Als man endlich nichts mehr todt zu schlagen hatte, äußerte sich die zweite Leidenschaft, welche die mehrsten Kreuzfahrer bei ihrer Unternehmung beseelte, mit eben so viel Wuth, als die erstere; die Begierde nach Beute reizte sie am Abend der Eroberung und die folgenden Tage so viel Gewaltthaten

zu begehen, als die Rachsucht am Morgen. Man hätte vor allen Dingen sich bemühen sollen, die Citadelle einzunehmen, wo zwey Söhne des Emirs mit 3000 Mann waren, die vielleicht bald, wenn die Hülfsarmee ankäme, die Plünderung der Stadt rächen konnten. Allein darauf dachte man, wie gewöhnlich, nicht. Man genoß ohne Vorsorge für die Zukunft alles, was der Sieg gegenwärtig darbot. Je mehr sie vorher hatten entbehren müssen, desto mehr überließen sie sich nun dem Wohlleben und Ausschweigungen. In der ganzen Stadt waren nichts als Spiele, prächtige Feste, Vergnügungen und Schwelgereien. Die Weiber, welche eine Zeitlang entfernt gewesen waren, wurden in die Stadt gerufen; die Sarazenen selbst, welche dem Schwerdte der Wüthriche entgangen waren, dienten zu ihrem Vergnügen. Mit ihnen, oder auch ohne sie, fiengen sie alle Ausschweifungen wieder an, welche die Armee vorher entnervt und verdorben hatte.

Mittlerweile aber, daß die Kreuzarmee sich so berauschte, rüsteten sich die Saracenen, ihnen den Rausch auf eine grausame Art zu vertreiben. Dreihundert Reuter, welche vier Tage nach der Einnahme von Antiochien sich vor den Thoren zeigten, lehrten sie, daß man noch andre Feinde zu bestreiten hätte. Diese dreihundert Reuter waren der Vortrab einer Hülfsarmee aus Persien, die Baghi Sian

so lange vergebens erwartet hatte, und die wenigstens aus 100,000 Mann bestand. Sie wurde vom König von Mosul Kerboga und dem Sultan von Iconium befehligt. Beide waren als stolze und unerschrockne Männer bekannt.

Diese beiden vereinigten Männer würden den Kreuzfahrern viel geschadet haben, wenn sie ihren Marsch beschleunigt und nur acht Tage früher angekommen wären. Aber Kerboga näherte sich nicht anders als mit Pracht, welche alle barbarische Nationen so gern auskramen, und die besonders den Persern eigen zu seyn scheint. Er hatte eine Menge Mobilien, Proviant, Markedenterweiber und alles bei sich, was zum Luxus und zur Wollust gehört, wodurch gewöhnlich der Feind auf Beute begierig und verwegen, als furchtsam gemacht wird. Uiberdies wollte er auch, wie im Vorbeigehen, Balduin das Fürstenthum Edessa wieder wegnehmen, der es aber sehr gut zu vertheidigen wußte.

Sobald indessen Kerboga vor Antiochien ankam, schloß er die Kreuzfahrer so enge in die Stadt ein, daß sie nirgends heraus konnten, und sie waren bald in eben dem Zustande, in welchem kurz vorher die Saracenen gewesen waren. Als sie aus ihrem Schlummer erwachten, wollten sie einige Scharmützel wagen, zogen aber allemal den kürzern. Da sie sich zugleich wider die Citadelle und wider Ker-

boga verthridigen mußten, so hatte man eine Mauer zwischen der Festung und Boemund, der sie angriff, gezogen; während daß die übrigen Prinzen die andern Posten wider den König von Mosul vertheidigten: weil aber diese Mauer nur leicht erbauet war, und also den Ausfällen der Besatzung wenig Widerstand that, so mußte man bald eine festere mit unendlicher Mühe und Kosten anlegen, und doch hatte Kerboga noch immer mit der Citadelle Gemeinschaft, so daß er sogar Hülfsvölker in dieselbe werfen konnte.

Aber leider waren die Perser nicht ihre gefährlichsten Feinde. Bei ihrer unklugen Gierigkeit waren sie nicht darauf bedacht gewesen, die in der Stadt gefundenen wenigen Lebensmittel zu Rathe zu halten; sie hatten vielmehr in drei bis vier Tagen den Proviant verzehrt, der bei einiger Sparsamkeit länger gedauert hätte. Daher herrschte nach der engen Einschließung nach wenigen Tagen die entsetzlichste Hungersnoth. Die gemeinsten Eßwaaren wurden in kurzer Zeit auf einen unerhörten Preiß getrieben. Ein Ey wurde um sechs Lukeser Deniers, ein flandrischer Käse um fünf Sous, ein Dutzend Bohnen um einen Denier, ein mittelmäßiges Brod um einen Besan, ein Huhn um fünf französische Sous, der Kopf eines Thieres um einen Besan, ein Fuß, ein Ohr desselben um sechs Deniers und das Eingeweide um fünf Sous verkauft.

Eines Tages bezahlte Gottfried funfzehn Mark Silber für ein sehr magres Kameel, und sein Haushofmeister gab drei Mark für eine Ziege. Man hielt sich für sehr glücklich, wenn man sich für sein Geld die schlechtsten Speisen schaffen konnte; aber bald fanden auch die reichsten für ihr Geld nichts mehr, und Heerführer uyd Soldaten mußten zu den entsetzlichsten Mitteln ihre Zuflucht nehmen.

Nur eine sehr kleine Anzahl von ihnen hatte Pferde, weil die Kreuzfahrer bei der Einnahme der Stadt kaum hundert im ganzen Heere zählten, und unter ihrer Beute nicht mehr als vier oder fünf erhielten; die nun von diesen wenigen Pferden Eigenthümer waren, ließen ihnen von Zeit zu Zeit zur Ader, lebten von ihrem Blute, und hielten es so viel als möglich zu Rathe, um desto länger auszukommen. Der größte Theil mußte sich von den unreinsten Thieren, von Hunden, Katzen und Razzen nähren, die aufs grausamste verfolgt wurden; andre behalfen sich mit Pflanzen, mit Wurzeln, Disteln und Nesseln, diese verschlangen sie ohne Zubereitung, ausser daß sie ins Wasser geweicht wurden; andere rissen von den Mobilien, die ihnen in die Hände fielen, das alte Leder herunter oder aßen das von ihren Schilden und Schuhen; andre, die wie unsinnig und durch ihre Raserei zu allen fähig waren, gruben die kürzlich beerdigten Sarazenen wieder aus und aßen die Glieder, welche noch am

wenigsten verfault waren. Einige hatten diese abscheulichen Hülfsmittel nicht einmal, oder fürchteten sich, ihre Zuflucht zu denselbigen zu nehmen und man sahe in der Stadt nichts als lebendige Gerippe, und Leute vom Stande um Hülfe betteln, die sie sich selbst nicht verschaffen konnten. Die angesehensten Frauenzimmer fielen mit ihren Kindern an der Brust, die keine Nahrung fanden, auf den Gassen nieder und starben für Hunger; viele schamhafte Familien starben in ihren Häusern Hungers. Große und Kleine, Arme und Reiche hatten hier einerlei Schicksal. Man sahe den Grafen von Flandern einige Tage lang regelmäßig seine Mahlzeit betteln und oft nicht einmal finden.

Da inzwischen Menschen, denen die Verzweiflung Muth verleihet, nichts unmöglich ist, so gelang es einer großen Anzahl, bei der Nacht zu entwischen, indem sie sich mit Stricken von der Mauer herabließen. Einige liefen zum Feinde über und wurden abtrünnig; andre erreichten den Hafen von St. Simeon, in der Hoffnung, Schiffe daselbst zu finden, welche sie weit von dieser unglücklichen Gegend entfernte. Auch Willhelm von Melun entflohe zum Zweitenmale. Von allen diesen Flüchtlingen, die man Seiltänzer nennte, weil sie sich an Seilen von der Mauer herabließen, sagen die damaligen Geschichtschreiber, daß sie aus dem Buche des Lebens ausgetilgt wären. — Diese

Ausreisser brachten der Christ ichen Armee großen Schaden. Denn um ihre Schande zu bedecken, stellten sie überall, wo sie hinkamen, die Lage der Christen noch weit schrecklicher vor, als sie wirklich war, und eben diese Schilderungen waren die Ursache, daß der Kaiser Alexius die Truppen, die er den Kreuzfahrern zu Hülfe schickte, wieder nach Konstantinopel zurückgehen ließ. Denn man hatte ihm gesagt, daß Antiochien schon wieder in den Händen der Sarazenen wäre. Dieser Rückzug wurde bald im Lager des Kerboga und in der Stadt bekannt, und so wie der Muth des erstern wuchs, stieg auch die Verzweiflung der letztern zu einer furchtbaren Höhe. Anfänglich war es ein allgemeines Geschrei wider die Flüchtlinge, Schmähungen auf Alexius, und die gewaltsamsten Anschläge zur Rache auf beide, im Fall sie sich im Stande befänden, sie zu bestrafen; sie wünschten ihnen in jener Welt den Lohn des Judas. Auf diese Ausbrüche folgte eine allgemeine Muthlosigkeit. Alle sahen sich als Schlachtopfer an, die zum Tode bestimmt wären und geriethen in jene düstre Niedergeschlagenheit, welche der Ueberdruß des Lebens einflößt und sein Ende prophezeihet. Sie wollten weder ihr Leben zu verlängern suchen, noch sich gegen die Anfälle der Feinde vertheidigen. Vergebens bestrebten sich einige Häupter, besonders Boemund, dem an der Eroberung viel gelegen war, ihren Muth zurückzurufen; vergebens ließen sie die

sonst so wirksamen Worte: Ehre, Sache Gottes, heilige Stadt erschallen; vergebens verbanden sie damit Ermahnungen und Drohungen; die wichtigsten Posten wurden verlassen; man weigerte sich, Dienste zu thun und verschloß sich in die Häuser, brütend über den schrecklichsten Entschließungen.

Diese würden auch ausgeführt und die unvertheidigte Stadt in die Hände der Sarazenen gefallen seyn, wenn nicht Boemund in dem Quartier, das ihm aufgetragen war, hätte Feuer anlegen lassen. Die Brunst, die sich bei einem starken Winde immer weiter verbreitete, zwang die Soldaten, die Häuser zu verlassen und wieder auf ihre Posten zu gehen, aber es wurden an 2000 Gebäude, Häuser, Kirchen und Palläste aufgeopfert, sie aus ihrer Betäubung zu ziehen. Allein auch durch dieses Mittel wurde nichts gewonnen. Man fiel sogar auf den Vorschlag, insgeheim aus der Stadt zu gehen und dem Volke die Vertheidigung der Stadt zu überlassen, wenn nicht Gottfried und Boemund sich diesem Vorschlage aus allen Kräften widersetzt hätte.

Diese nahmen, um die verstorbne Thätigkeit des Heeres wieder zu beleben, zu dem letzten Mittel ihre Zuflucht, welches in den damaligen Zeiten außerordentliche Wirkungen hervorbrachte, nämlich zu Wundern und Erscheinnugen. Man trug einem

Lombardischen Priester auf, vorzugeben, der heilige Ambrosius sey ihm erschienen, habe die Unternehmung der Christen für eine Sache Gottes erklärt und gesagt, daß sie die Stadt Jerusalem gewiß einnehmen würden. Schon dieser erste grobe Betrüger hob die Hoffnungen dieser einfältigsten unter allen Menschen ein wenig. Bald erschien ein anderer Priester Namens Stephan, und gab vor: Jesus selbst sey ihm erschienen und wegen der von den Christen verübten Unthaten und Laster so aufgebracht gewesen, daß er gedrohet habe, sie alle zu vertilgen. Darauf sey ihm Maria zu Füßen gefallen und habe vorgebeten, worauf Christus endlich besänftigt worden sey, und den Christen seinen fernern Schutz versprochen habe, wenn sie künftighin vernünftiger handeln würden.

Diese Fabel machte schon an sich Eindruck bei der Armee, besonders aber durch das Anerbieten des Priesters, daß er sich von einem Thurm stürzen, durchs Feuer gehen oder seinen Kopf dem Henker darbieten wollte, in der Uiberzeugung, daß ihm nichts schaden könne, weil seine Aussage wahr sey. Jedoch nahm der Bischoff von Puy dieses Anerbieten nicht an, sondern ließ ihn bloß aufs Evangelienbuch schwören, daß er die Wahrheit gesagt habe. Als dieses geschehen war, schwuren alle, nicht eher zu weichen, als bis sie gethan hätten, was ihnen möglich wäre. Die ganze Armee folgte diesem

Beispiele; die Einbildungskraft gab Geist und Leibe Stärke; die Bedürfnisse wurden vergessen, um sich wechselsweise zu ermuntern, den Zorn des Himmels zu besänftigen. Man gieng mit rauigem Gesicht, baarfuß, Asche auf dem Haupt gestreuet, in den Tempel. Man bekannte einander seine Fehler, betete, flehete die Barmherzigkeit Gottes an, und wartete auf den Augenblick, wo seine Gnade sich zu den Kreuzfahrern wieder wenden würde, und zwar mit desto mehr Zuversicht, da man in eben der Nacht, um die Aufwallungen desto feuriger zu machen, wieder eine neue Maschine in Bereitschaft hatte.

Um nämlich Große und Kleine vom Ausreissen abzuhalten, fertigte man zwei Personen ab, einen Priester und einen Laien, welche beide vorgeben mußten, daß sie hätten entfliehen wollen, daß aber der Priester von Jesu selbst, der Soldat aber von seinem verstorbenen Bruder zurückgehalten worden sey, mit dem Bedeuten, daß die Kreuzfahrer gerettet, Kerboga aber geschlagen werden sollte. Doch, da man noch nicht sicher genug seyn konnte, ob diese Erzählung auch auf die Dauer wirken würde, und man lieber zu viel als zu wenig wagen wollte, so beschloß man, noch eine andere sinnliche Gaukelei zu Hülfe zu nehmen. Man sendete einen gewissen Peter Barthelemy ab, welcher vorgeben mußte, der heilige Andreas sey ihm dreimal erschie-

nen und habe ihm befohlen, den Kreuzfahrern zu sagen, daß sie ohne Zweifel über die Sarazenen siegen würden, wenn ihnen die heilige Lanze, womit Christus vom Longin durchstochen wurde, vorgetragen würde. Dieses Mährchen fand bald in der Armee Glauben, besonders weil jener Bartheleni versicherte, es werde die heilige Lanze in Antiochien in der Peterskirche unter dem Altar gefunden werden, wie ihm der heilige Andreas gesagt. Man ließ indessen dasselbige einige Tage circuliren, damit es übertrieben und desto sichrer geglaubt würde, ehe man das heilige Stück Eisen selbst suchte. Endlich am 25. Juni wählte man zwölf Männer, in deren Gegenwart man nachgraben und diesen großen Schatz suchen sollte. Diese begaben sich denn in die Kirche, während die ganze Armee vor den verschloßnen Thüren stand und mit Ungeduld den Ausgang der Unternehmung erwartete. Es scheint, man habe die Arbeit zu verlängern gesucht, um den Schatz desto kostbarer zu machen, weil man vom Morgen an bis in die Nacht mit der Arbeit beschäftigt war, ohne das heilige Eisen zu finden; vielleicht wartete man auch auf die Finsterniß, welche Geheimnissen günstiger ist, als das Licht, um so mehr, da die Gräber von der Sache selbst nichts wußten und immer verwechselt wurden. Nachdem man über 12 Fuß tief gegraben hatte, und man schon verzweifelte etwas zu finden, stieg Bartheleny baarfuß und im Hemde hinunter, indem er die

Umstehenden bat, sich im Gebet zu Gott zu wenden. Indem er allein in der Tiefe ist, ruft er auf einmal, daß er den Schatz gefunden, und bringt ein altes Eisen vermuthlich von einer alten sarazenischen Lanze herauf, welches er hoch herum zeigt. Raimunds Kapellan war der erste, der es zu sich nahm und mit tiefer Ehrerbietung küßte; die andern ahmen ihm nach, und auf einmal schreit alles Wunder! Die Kirchthüren werden eröffnet und man zeigt der erstaunten Menge das heilige Eisen.

Nun verbreitete sich in der ganzen Armee neues Leben; die Seelen erheben sich; das Feuer der Schwärmerei giebt dem Körper allmählig Kräfte; an dem Schutze des Himmels wird nicht mehr gezweifelt, man vergißt seinen Hunger und dürstet nur nach Blut. Die Feigsten uud Schwächsten dürsten nach dem Blut ber Sarazenen, alle begehren mit großem Geschrei ein Treffen zu liefern. Diesem Augenblicke sahen die Heerführer entgegen; beschlossen aber, noch etwas zu versuchen, welches auf jeden Fall nützlich war. Man sendete nämlich den Einsiedler Peter in seinem elenden Anzug an den stolzen Kerboga, mit dem sonderbaren Antrage, daß er die Belagerung aufheben sollte; thäte er das, so wollte man ihn in Frieden ziehen lassen. Uiberdies sollte er seine falsche Reli-

gion abschwören; thäte er es nicht, so würde man ihm zeigen, mit wem er zu thun hätte.

Peter hielt seine Rede mit so viel Stolz und Eifer, daß Kerboga mehr als einmal im Begriff war, ihn in Stücken hauen zu lassen. Allein er mäßigte sich und antwortete mit Verachtung, daß solche lebendige Gespenster, wandelnde Gerippe und lumpige Bettler Siegern keine Gesetze vorschreiben könnten; er bekümmre sich um ihren Peter so wenig als um Christus, und wolle ihnen zeigen, daß sie als Räuber ein Land weggenommen hätten, das ihnen nach keinem Rechte gehöre. Sie würden sehen, daß ihr Gekreuzigter, der sich am Kreuze selbst nicht hätte helfen können, sie gewiß sitzen lassen würde. Wollten sie indessen Mahomedaner werden, so wolle er Gnade für Recht ergehen lassen.

Peter kam mit dieser erbitternden Antwort zurück, und verstärkte dadurch, wie man erwartet hatte, die Wuth der Kreuzfahrer. Mit wilder Hitze wurde nun beschlossen, dem Sultan des andern Tages ein Treffen zu liefern, und entweder zu siegen oder zu sterben. Der ganze Tag und die Nacht wurde mit Kriegsrüstungen oder Andachtsübungen zugebracht. Die Priester, die Bischöffe, und besonders Peter vertheilten sich in die Quartiere, ermahnten die Soldaten Buße zu thun, sich

durch Beichte und Abendmahl zu reinigen, und sich durch Frömmigkeit des göttlichen Beistandes würdig zu machen. — Man gieng nun in Procession in die Kirchen, lief zum Beichtstuhl, theilte Geld aus für Messen, gab reichlich Allmosen. Alle Feindschaften wurden erstickt; alle Zwiste vergessen, man umarmte sich, schwur sich Freundschaft und Beistand bis in den Tod, ermunterte und begeisterte sich wechselsweise. Die Zuversicht war so groß, daß, als die Heerführer es jedem, der nicht Lust hätte zu streiten, frei stellten, zum Feinde überzugehen, sich kein einziger fand.

So sind wir denn zu dem lezten wichtigsten Auftritt dieses interessanten Schauspiels gekommen; wir nähern uns dem Augenblick, wo die Schwärmerei ihre ganze Gewalt ausbreite, und in dem vielleicht in seiner Art einzigen Treffen beweisen wird, wie gefährlich sie sei, wenn sie Waffen in den Händen hat. Des Nachts zeigte sich noch ein Feuerzeichen am Himmel, welches man im Lager der Sarazenen niederfallen sahe. Bei Anbruchs des Tages — es war gerade der Festtag Petri und Pauli, verrichteten die Priester in allen Kirchen die Messe, und ertheilten dem Heere die Absolution und das Abendmahl.

Sobald diese Pflichten erfüllt waren, begab sich jeder zu seiner Fahne an das Hauptthor, wo

man hinausgehen wollte. Man theilte das Heer in 12 Bataillons, nach der Zahl der 12 Apostel. Die zwölfte Abtheilung commandirte Boemund, sie war zum Rückhalt der Armee bestimmt, und enthielt den Kern derselben. Sie bestand größtentheils aus Rittern, die aus Mangel an Pferden zu Fuße giengen, oder auf Thieren, die sonst nicht in Schlachten erschienen, auf Eseln, Kamelen und Ochsen. Der Mangel an Pferdten war so groß, daß ein jeder Hause Fußvolk nur von wenig Reutern unterstützt werden konnte, und Gottfried und der Graf von Flandern sich geliehener Pferde bedienen mußten, die sie doch nur mit vielen Bitten erhielten.

Diese sonderbare Cavalcade war nicht das einzige, was bei dem Auszuge von Antiochien ein wunderliches Ansehn hatte. Außer der Magerkeit und Blöße der Streitenden, die mehr Gespenstern als Menschen glichen, würde schon ihr Zug in der angezeigten Ordnung für einen gleichgültigen Zuschauer ein sonderbares Schauspiel gewesen seyn. Da es jezt darauf ankam, dem Feinde den erlittenen Verlust zu verbergen, ihre Anzahl in seinen Augen zu vergrößern, und besonders darauf zu sehen, daß sie nicht umzingelt würden, so zogen sie in langen Reihen, wie in eine Prozession. Voran marschierten eine Menge von Bischöffen, Priestern, Geistlichen und Mönchen in Chorhemden und

andrer priesterlichen Kleidung, die mit dem Kreuz den Seegen ertheilten, indessen ein andrer Theil von der Mauer herabsegnete, und während dem Marsche und Treffen Psalmen sang, besonders solche, die auf einen trübsalsvollen Zustand Beziehung hatten.

Nach und nach rückte die Armee völlig heraus und stellte sich unter den Mauern. Der Bischoff von Puy, der die heilige Lanze trug, hielt eine kurze aber feurige Rede an sie, welche durch ein lautes Geschrei beantwortet wurde. Sie rückten nun über die eiserne Brücke und schlugen einen Haufen von 2000 Mann, den Kerboga zum recognosciren ausgeschickt hatte. Auf der Ebne stellten sie sich in zwei Linien in Schlachtordnung, so daß der ganze Raum vom Berge bis an den Arontes eingenommen wurde. Hugo, Graf von Vermandois und Gottfried von Bouillon kommandirte das Vortreffen, Boemund das Hintertreffen, und der Bischoff von Puy die Mitte.

Es war den Kreuzfahrern um so leichter geworden, ihre Armee in Schlachtordnung zu stellen, da der König von Mosul überrascht worden war, und ohngeachtet der Drohung Peters an diesem Tage wenig Rechnung machte, eine Schlacht zu liefern. Er spielte Schach als ihm angesagt wurde, daß die christliche Armee aus ihrem Gefängnisse

herausgienge, gleich verließ er das Spiel, ließ seine Soldaten zu den Waffen greifen, und sendete die 2000 Mann ab, deren wir oben gedacht, um zu erkunden, ob sie sich etwa ergeben wollten. Der Empfang dieses Haufens ließ ihm keinen Zweifel mehr übrig, ob er es gleich kaum glauben konnte. Denn er war so sehr davon überzeugt, daß die Kreuzfahrer sich ihnen würden zu Füßen werfen müssen, daß er in der Wuth sich betrogen zu sehen, einem Renegaten der Kreuzfahrer, der ihn mit diesen Hoffnungen am meisten getäuscht hatte, kommen ließ, ihm die Christen zeigte, die sich in Schlachtordnung gestellt hatten, und ihm auf der Stelle den Kopf abschlagen ließ. Hierauf überlegte er, daß nichts als die heftigste Verzweiflung ihnen einen solchen Entschluß hätte einflößen können, und fürchtete, er würde mit Besessenen zu thun haben, die ihm den Sieg sehr theuer verkaufen würden. Er glaubte daher, daß es besser wäre, die gestern abgeschlagnen Anträge anzunehmen, und den Streit durch eine gewisse Anzahl Kämpfer entscheiden zu lassen, wodurch Blut geschont, und der Succeß seinen kraftvollen Streitern gegen die Ausgehungerten gesichert würde.

Er schickte daher einige von seinen Offizieren ab, den Kreuzfürsten seine Absicht bekannt zu machen; diese aber hatten ihre Parthei schon genommen; sie sahen in dem gemeinen Soldaten zu viel

Muth, als daß sie die gemeine Sache etlichen wenigen Personen hätten anvertrauen sollen. Wie der König von Mosul sahe, daß seine Anträge verworfen wurden, so konnte er nichts anders thun, als seine Anordnung zur Schlacht zu machen, welches eben nicht schwer war Es kam nur darauf an den Feind einzuschließen, und seine beiden Linien, durch welche man ihn zu blenden glaubte, enger zusammen zu drängen. Seine Armee war auch zweifach so stark, als die Armee der Kreuzfahrer. Außer 28 Emiren, welche er unter seinen Befehl hatte, machte er die größte Rechnung auf 3000 Agulanen oder Reutern, die so wie ihre Pferde vom Kopf bis zu den Füßen mit Eisen bedeckt waren, welches auch bald in Europa eingeführt wurde. Diese Soldaten, welche keine andern Waffen, als lange Säbel hatten, waren in einem dichten Treffen brauchbar; sie erdrückten mit ihrem Gewichte alles, was vorkam, und machte einem undurchdringlichen Wald. Da man hauptsächlich diesem Haufen Gelegenheit geben wollte zu handeln, so wollte Kerboga die Schlacht auf der Seite anfangen, wo der Graf von Vermandois und der Herzog von Lothringen stand, mitlerweile der Sultan von Iconium über die Ebne gienge, und sich an der Seite des Meeres zwischen der Stadt und der christlichen Armee setzte, um sie von hinten einzuschließen, und ihr den Rückweg abzuschneiden. Er für seine Person stellte sich auf eine Höhe, damit er alles übersehen, und wo es nöthig

wäre Hülfe hinsenden konnte. Die Kreuzfahrer hielten dies für Feigheit, aber gewiß ohne Grund.

Das Vordertreffen unter Hugo wurde zuerst angegriffen, und verrichtete Wunder der Tapferkeit, brachte auch die Sarazenen, welche einen solchen Widerstand nicht vermutheten, bald in Unordnung. Erst wurden die Glieder getrennt, dann wurden sie in die Flucht geschlagen, und konnten sich nicht wieder so sehr zusammenziehen, daß der Sultan seinen Entwurf vollziehen konnte, mit dem er schon an der Seite des Meeres seinen Anfang machte, ob er gleich mehr Glück hatte, als die andern sarazenischen Truppen. Er hatte Boemund mit einer solchen Wuth angegriffen, daß er ihn gewiß zum Weichen gebracht haben würde, wenn nicht Tankred, Hugo und Gottfried, es dem mittlern Theile der Schlachtordnung überlassen hätten, ihre Feinde zu schlagen, und Boemund zu Hülfe gekommen wäre, da denn der Streit ein andres Ansehen gewann. Hugos erste That bei seiner Ankunft war, daß er den Emir Karageth, der ein entsetzliches Blutbad unter den Christen anrichtete, mit seiner Lanze durchbohrte und zu Boden warf. Bei seinem Fall sank seinen Leuten der Muth ein wenig, und die Sieger fiengen an zu weichen, als der Sultan Feuer und angezündetes Werg auf das dürre Gras werfen ließ, welches sogleich einen fürchterli-

chen Brand verursachte. Die Christen, welche den Wind gegen sich hatten, fanden sich in einer dicken Wolke von Flammen und Rauch eingehüllt, und waren gezwungen von neuem zurückzuweichen. Kilidge wollte sich dieses Augenblicks zu Nutze machen, als eine neue wohlgewählte Veranstaltung ihm den Sieg entriß.

Man sahe nämlich auf einmal aus dem Gebirge einige Reuter kommen, die allesammt weiße glänzende Rüstungen trugen. Vor ihnen ritten drei Männer her, von denen man glaubte, daß es der heilige Georg, der heilige Moriz, und der heilige Theodor wären. Kaum ließen sie sich sehen, so rief Adhemar der Bischoff: Soldaten, verdoppelt euren Muth, der Himmel erklärt sich für euch. Seht seinen Beistand. Gleich sind aller Augen auf die vorgebliche himmlische Legion gerichtet; ein neues Feuer durchdringt die Herzen aller Kreuzfahrer; man hört nichts als das Geschrei: Gott will es haben, Gott will es haben, wovon die Berge wiederhallten. Durch diese plötzliche Erscheinung und das Geschrei der Christen verloren die Sarazenen vollends den Muth. Bei den Christen aber nahm er durch den Zuruf ihrer Weiber und Kinder, die auf den Mauern standen; durch den Anblick der Priester auf den Mauern, die ihre Hände aufhuben, und unabläßig beteten und segneten, zu.

Endlich wurde der Sieg vollkommen erkämpft. Vergebens flohen die geschlagnen und zerstreuten Sarazenen jenseits des Flusses, und wollten sich auf einer Anhöhe festsetzen. Hugo war ihnen mit seiner Abtheilung auf den Fersen, und schlug sie auch in diesem Zufluchtsort, so daß Kerboga kein anderes Rettungsmittel hatte, als nach den Euphrat zu fliehen und geschwind über denselben zu setzen, aber auch auf dieser Flucht wurden sie beunruhigt. Tancred, Gottfried, der Graf von Flandern und die andern am besten berittenen Ritter setzten ihnen bis in die Nacht mit der größten Hitze nach, und konnten es, da sie in der Schlacht Pferde gefunden, und ihre erste Sorge, sobald sie einen Feind gestürzt hatten, dahin gieng, sich auf sein Pferd zu setzen, und ihre abgezehrten oder lächerlichen Thiere laufen zu lassen. Der beiderseitige Verlust ist nicht zu bestimmen, aber ohne Zweifel verloren die Sarazenen unverhältnißmäßig.

Da es Nacht und zu spät war in die Stadt zurückzukehren, so blieb die siegende Armee in dem Lager der Ungläubigen, wo sie sich am Blute sättigte, und alle diejenigen erwürgte, die die Feinde beim Gepäck zur Wache gelassen hatten. Man verschonte die Weiber nicht, sondern erschlug alles mit dem Schwerdt, und ließ die säugenden Kinder von den Pferden zertreten. Sie machten unermeßliche Beute, und es war kein Kreuzfahrer, der nach der

Plünderung nicht weit reicher gewesen wäre, als bei seiner Abreise nach Asien. Man fand 15,000 Kameele im Lager, und wenn man einer feindlichen Schriftstellerin glauben will, so brauchten sie dreißig Tage, um ihre Beute nach Antiochien hineinzuschaffen. Aber nichts in der ganzen Beute erregte mehr Bewunderung, als das prächtige Zelt des Königs Mosul, welches nicht nur an allen Orten von Gold und Silber glänzte, sondern auch von so großen Umfang war, daß es bequem zweitausend Menschen fassen konnte, in Straßen und Quartiere getheilt, und mit Thürmen als eine befestigte Stadt versehen war. Dieses Zelt, das einzige in seiner Art, was seit Constantin gesehen worden, wurde Boemund zu Theil; dieser wollte Italien damit zieren und sandte es nach Bari. Die Citadelle hatte sich schon am Abend ergeben, da der Commendant sahe, daß die Schlacht verloren war.

XIII.

Ein bewafneter Bauernaufzug, und Beweiß, daß es manchmal schädlich sei, zuviel Zeit auf den Putz zu wenden.

Der fränkische König Chilperich hatte seine Tochter einem Prinzen des gothischen Königs in Spanien versprochen, und beschloß dieselbe in einer prächtigen Begleitung zu ihrem Bräutigam zu schicken. Aber da viele Große sich von den Gothen keine günstige Aufnahme versprachen, und sich sonst allerlei Gerüchte ausgebreitet hatten, so meldete sich sonderlich niemand zur Begleitung. Doch der König wuste sich zu helfen. Er zwang eine große Anzahl Personen männlichen und weiblichen Geschlechts dazu; ließ sie auf Wagen von ihren Gütern zusammenschleppen und bis zur Abreise einsperren. Der Sohn wurde vom Vater, die Mutter von der Tochter getrennt, und alle verließen die ihrigen unter lauten Wehklagen und Verwünschungen gegen den König. In Paris, wo das Pressen be-

sonders am stärksten war, herrschte eine allgemeine Niedergeschlagenheit. Viele machten wie Sterbende ihre Testamente, und verschrieben ihre Güter den Kirchen mit dem Befehl, daß ihre Testamente, so bald sie in Spanien angekommen seyn würden, eröffnet werden sollten. Man sagt sogar, daß sich einige, aus Furcht von den ihrigen getrennt zu werden, gehangen hätten. — Unterdessen kamen Gesandte vom König Childebert, (Frankreich war in diesen Zeiten immer von mehrern Königen beherrscht) nach Paris, die gegen dieses gewaltsame Verfahren protestirten, und verbothen, daß aus dem väterlichen Reiche weder Schätze noch Sclaven, noch Pferdte ꝛc. geschaft werden sollten, außer was dem König eigenthümlich gehörte. Chilperich versprach was man verlangte, mit dem Vorsatze nichts zu halten.

Er berief hierauf die Großen seines Reichs und alle Edle zusammen, und feierte den Abzugs- oder Hochzeitsschmauß seiner Tochter. Jeder Geladene brachte, wie es üblich war, sein Geschenk, einige Gold, andre Silber, andre Pferdte; die meisten Kleider, jeder nach seinen Vermögen. Die Mutter der Braut ließ nach und nach eine solche Menge Gold, Silber und Kleider herbey bringen, daß nicht nur die Franken erstaunten, sondern selbst der König glaubte, sie würde ihn gar ausplündern. Als

sie den Unwillen des Königs bemerkte, wendete sie sich zu den Franken und sagte: Glaubt nicht etwa, daß die Kostbarkeiten, die ihr sehet, dem königlichen und öffentlichen Schatze zugehören; es ist alles mein Eigenthum. Vieles verdanke ich der Freigebigkeit des Königs meines Herrn, einiges habe ich mir selbst erworben; ein Theil ist von dem Ertrage meiner Häuser, Güter und Zehenden; auch ihr edle Franken habt mir reichliche Geschenke gebracht.

Diese Reichthümer wurden auf 50 Wagen geladen, und der Zug setzte sich in Bewegung. Als man durchs Thor zog brach die Axe an einem Wagen, welches man schon für ein böses Zeichen hielt. Ohngefehr acht Meilen von Paris wurde das erste Lager aufgeschlagen, und da flohe was fliehen konnte. 50 Reuter mit 100 Pferdten, die alle goldne Zäume und Ketten hatten, giengen auf einmal durch, und begaben sich zum König Childebert, dem sie mit ihren Schätzen sehr willkommen waren. Mit jedem Tage wurde die Begleitung der Prinzessin kleiner. Die Reisekosten und den Mundvorrath trieb man auf dem Wege von den Landleuten ein; denn der König hatte ausdrücklich befohlen, daß man nichts von dem Brautschatze ausgeben sollte. Weil man von den Verwandten des Königs Nachstellungen befürchtete, so mußte die Prinzessin immer in der Mitte des Heeres reisen. Auf den ganzen Wege

wurden unzählig viele Räubereien verübt, und erstaunliche Beute gemacht. Selbst die Hütten der Aermsten wurden nicht verschont. Sie trieben das Vieh fort, zerstörten die Weinberge, und schnitten die Trauben mit den Stöcken ab. Kurz sie verwüsteten und verheerten alles. Gregor von Tour setzt hinzu: Hier wurde erfüllt, was Joel Cap. I. v. 4. sagt: Was die Raupen lassen, das fressen die Heuschrecken, und was die Heuschrecken lassen, das fressen die Käfer, und was die Käfer lassen, das frisset das Geschmeiß.

Uibrigens dauerte die Reise sehr lange. Als man endlich in die Gegend von Toulouse kam, die den gothischen Gränzen am nächsten lag, ließ die Prinzessin Halt machen, weil, wie sie sagte, Menschen und Thiere ermüdet, die Kleider schmutzig, die Schuh zerrissen, Pferdtezeug und Wagen in Unordnung wären. Man müsse alles erst aufs Beste wieder in Stand setzen, damit sie vor ihrem Bräutigam anständig erschienen, und von den Gothen nicht ausgelacht würden. Jedermann schickte sich also zu diesen Zubereitungen an, und im ganzen Lager sahe man nichts als ausbessern, fegen, klopfen, färben und putzen. Aber indem man eben aufs Reine gekommen war, wurde das Lager vom Desiderius überfallen; die Braut mit ihren Schätzen zum Prinz gebracht, und die Begleitung, die sich

nicht lange wehrte, zerstreut. Denn der König Chilperich war eben gestorben, und die Provinz, wo die Braut sich befand, hatte sich für Gundoald erklärt. Die Prinzessin wurde in ein Kloster gebracht; aber die gezwungene Begleitung kehrte vergnügt nach Hause.

XIV.

Beitrag zum Prinzenunterricht zu Karls des Grossen Zeiten.

Dieses Stück findet sich in der Pariser Ausgabe von Alcuins Werken, und ist in mehr als einer Rücksicht merkwürdig. Alcuin war der berühmteste Gelehrte seiner Zeit, lebte an Karls des Großen Hofe zu Ende des achten und Anfang des neunten Jahrhunderts als Freund Karls und Lehrer seiner Söhne, und zum Theil seines Hofs in dem höchsten Ansehen; starb 804. Ein Mann, über dessen weitläuftigen Kenntnissen man sein barbarisches Zeitalter vergißt, so lange er nicht von theologischen Dingen spricht. Und dieser Mann konnte auf diese Weise mit dem Sohne des größten Fürsten disputiren? Wie mag der Unterricht gemeiner Lehrer mit gemeinen Kindern beschaffen gewesen seyn?

Konnten bei solchem Unterricht die Menschen besser werden, als sie waren? — — Ich überlasse Pädagogen weitere Anwendung.

(P. bedeutet Pipin, A. Alcuin.)

P. Was sind Buchstaben?

A. Hüter der Geschichte.

P. Was sind Worte?

A. Verräther der Seele.

P. Was ist die Quelle der Worte?

A. Die Zunge.

P. Was ist die Zunge?

A. Eine Geisel der Luft.

P. Was ist die Luft?

A. Der Grund des Lebens.

P. Was ist Leben?

A. Die Wonne der Glücklichen, die Traurigkeit der Unglücklichen, eine stete Erwartung des Todes.

P. Was ist der Tod?

A. Ein unvermeidliches Schicksal, ein steter Gegenstand des Kummers für die Lebendigen, der

Bestätiger aller Testamente, der Mörder der Menschheit.

F. Was ist der Mensch?

A. Ein Sklav des Todes, ein vorübergehender Wanderer, ein Gast in seinem Hause.

F. Wem gleicht der Mensch?

A. Dem fallenden Laube.

F. Wie steht der Mensch auf der Erde?

A. Wie eine Laterne im Winde.

F. Wo steht er?

A. Zwischen sechs Wänden.

F. Die sind?

A. Oben, unten, vor und hinter ihm, zur Rechten und zur Linken.

F. Wie viel hat er Gesellschafter?

A. Viere.

F. Welche sind es?

A. Hitze, Kälte, Trockenheit und Feuchtigkeit.

F. Wie viel Veränderungen erleidet der Mensch?

A. Sechs.

F. Welche?

A. Hunger, Sättigung, Ruhe, Arbeit, Schlafen und Wachen.

F. Was ist der Schlaf?

A. Das Bild des Todes.

F. Worinne besteht die Freiheit des Menschen?

A. In seiner Unschuld.

F. Was ist der Kopf?

A. Der Gipfel des Leibes.

F. Was drr Leib?

A. Die Wohnung der Seele.

F. Was die Haare?

A. Die Bekleidung des Kopfes.

F. Was ist der Bart?

A. Das Unterscheidungszeichen des männlichen Geschlechts, die Zierde des Alters.

F. Was ist das Gehirn?

A. Der Schirm des Gedächtnisses.

F. Was sind die Augen?

A. Führer des Leibes, Gefäße des Lichts, Verräther des Herzens.

F. Was sind die Ohren?

A. Die Leiter der Töne.

F. Was thut die Nase?

A. Sie führt uns Gerüche zu.

F. Was ist die Stirn?

A. Das Bild der Seele.

F. Was ist der Mund?

A. Der Versorger des Leibes.

F. Was sind die Zähne?

A. Die Mühlsteine des Mundes.

F. Was ist die Kehle?

A. Der Abgrund der Speisen.

F. Was sind die Lippen?

A. Die Thüren des Mundes.

F. Was die Hände?

A. Des Leibes Arbeiter.

F. Die Finger?

A. Saitenschläger.

F. Was die Lunge?

A. Ein Luftbehälter.

F. Was ist das Herz?

A. Der Aufenthalt des Lebens.

F. Die Leber?

A. Der Sitz der Wärme.

P. Die Galle?

A. Der Brunnen des Zorns.

P. Wie ist die Milz beschaffen?

A. Sie taugt zu Lachen und Freude.

P. Was thut der Magen?

A. Er kocht die Speisen.

P. Was thut der Leib?

A. Er schützt das Verletzbarste am Menschen.

P. Was sind die Knochen?

A. Die Kraft des Leibes.

P. Was sind die Füße?

A. Ein beweglicher Grund.

P. Was ist das Blut?

A. Die Feuchtigkeit der Adern.

P. Was die Adern?

A. Brünnlein im Fleische.

P. Was ist der Himmel?

A. Eine bewegliche Kugel.

P. Was ist das Licht?

A. Dasjenige, was alle Dinge sichtbar macht.

F. Was ist die Sonne?

A. Der Glanz der Welt, die größte Schönheit des Himmels, die schönste Zierde der Natur, die Ehre des Tages, der Maasstab der Zeit.

F. Was ist der Mond?

A. Das Auge der Nacht, der Vorbothe stürmischer Witterung.

F. Was sind die Sterne?

A. Eine schöne Malerei am Himmel und die Steuermänner der Schiffe.

F. Was ist der Regen?

A. Die Befeuchtung der Erde, die Mutter der Früchte.

F. Was ist Nebel?

A. Eine Nacht bei Tage, welche die Augen quält.

F. Welches sind die Wirkungen des Windes?

A. Er stört das Gleichgewicht der Luft, bewegt das Wasser und trocknet die Erde.

F. Was ist das Meer?

A. Der Weg der Verwegenheit, die Gränze der Erde, das Gasthaus der Flüsse, die Quelle des Regens, ein Zufluchtsort in Gefahren, ein Gegenstand der Wollust.

P. Wozu nützt das Wasser?

A. Es nährt und reinigt den Körper.

P. Welches ist die Natur und Wirkung des Feuers?

A. Eine allzuheftige Wärme, welche die Natur zu Keimen und Früchten zwingt.

P. Was ist Kälte?

A. Frost in den Gliedern.

P. Was ist Frost?

A. Der Tod der Pflanzen und Blätter, die Kette, unter der die Erde seufzt.

P. Was ist Schnee?

A. Trocknes Wasser.

P. Was ist der Winter?

A. Der Mangel des Sommers.

P. Wie kann man den Frühling nennen?

A. Den Maler der Erde.

P. Was thut der Sommer?

A. Er kleidet die Erde und zeitigt die Früchte.

P. Was ist der Herbst?

A. Das Vorrathshaus fürs Jahr.

P. Was ist das Jahr?

A. Der Wagen der Welt.

P. Wer zieht ihn?

A. Tag und Nacht, Wärme und Kälte.

P. Wer regiert ihn?

A. Sonne und Mond.

P. Wie viel hat die Sonne Palläste?

A. Zwölf.

P. Wer sind die Aufseher in diesen Pallästen?

A. Die zwölf Zeichen des Thierkreises.

P. Wie lange hält sich die Sonne in diesem Pallast auf?

A. Dreißig Tage und sechs Stunden.

P. Lieber Lehrer, ich fürchte zu hoch zu steigen.

A. Was hat dich so hoch geführt?

P. Meine Neugier.

A. Wenn du dich fürchtest, wollen wir wieder zur Erde herabsteigen.

P. Ich werde dir da überall folgen. Wüßte ich, was ein Schiff wäre, so würde ich dir vorschlagen zu mir zu kommen.

A. Ein Schiff ist ein bewegliches Haus, ein Wandrer ohne Fußtapfen, der Nachbar des Sandes.

P. Was ist der Sand?

A. Die Mauer der Erde.

F. Was ist das Gras?

A. Das Kleid der Erde.

F. Was sind Kräuter?

A. Die Freunde der Aerzte, das Lob der Köche.

F. Was macht das Bitttre süß?

A. Der Hunger.

F. Welche Sache ermüdet nie?

A. Der Gewinn.

F. Wenn träumt man ohne zu schlafen?

A. Wenn man hofft.

F. Was ist Hoffnung?

A. Erquickung auf Arbeit.

F. Was ist Freundschaft?

A. Gleichheit der Gemüther.

F. Was ist der Glaube?

A. Die gewisse Uiberzeugung von unbekannten und wunderbaren Dingen.

F. Was ist wunderbar?

A. Z. E. ich sahe neulich einen lebendigen Menschen, welcher stille stand; einen Todten, welcher wandelte und doch nie existirt hatte.

P. Erkläre mir das.

A. Es war das Bild eines Menschen im Flusse.

P. Warum kam ich nicht selbst darauf, da ich es so oft gesehen habe?

A. Da ich bemerke, daß du viel natürliche Fähigkeit hast, so will ich dir noch eine und die andere Frage vorlegen, die du wohl ohne meine Beihülfe beantworten wirst.

P. Ich will es thun, doch mit der Bitte: daß du mich zurecht weisest wenn ich irre.

A. Sehr wohl. Ein Unbekannter redete mit mir ohne Zunge und Stimme. Er war nie und wird nie seyn, und ich hatte auch nichts von ihm gehört.

P. Das war wohl ein Traum?

A. Richtig, mein Sohn. Noch eins. Ich sahe Todte, welche einen Lebendigen hervorbrachten; vom Hauch des Lebendigen wurden die Todten verzehrt.

P. Aus dem Reiben des Holzes entstand ein verzehrendes Feuer.

A. Getroffen. Ich hörte Todte, welche viel redeten.

P. Sie waren doch wohl in der Luft aufgehangen?

A. Neulich sahe ich ein Feuer, welches lange im Wasser brannte, ohne zu verlöschen?

P. Die Sonne.

A. Ich sahe neulich einen Todten, welcher über einem Lebendigen saß. Von dem Lachen des Todten starb der Lebendige.

P. Das wissen unsre Köche.

A. Ich war neulich mit einigen auf der Jagd. Was wir fiengen nahmen wir nicht mit uns. Was wir aber nicht fangen konnten, brachten wir nach Hause.

P. Das ist die Bauernjagd.

A. Was ist das, das nicht ist und doch einen Namen hat und jedem Rufenden antwortet.

P. Der Wiederschall.

A. Ich sahe einem mit seinem Hause umherlaufen; er schwieg, aber das Haus hörte man.

P. Gieb mir ein Netz, so will ich dir es erklären.

A. Wen kann man nicht anders als mit verschloßnen Augen sehen?

P. Einen der nießt.

A. Ich sahe einen Menschen, der Acht in der Hand hatte. Von dieser acht nahm er sieben weg und es blieben sechs.

P. Das wissen die Kinder in der Schule.

A. Wer wird länger, wenn man den Kopf weg nimmt?

P. Siehe dein Bette an, da wirst du es finden.

A. Wer waren folgende drei? Einer wurde nie geboren mußte aber sterben; — der andre ebenfalls; — der dritte wurde einmal geboren und starb zweimal.

P. Adam, Christus und Lazarus. (Die Stelle ist etwas unverständlich, wie oft.)

A. Ich sahe eine fliegende Gestalt, weiblichen Geschlechts; ihr Leib war von Holz, ihr Schnabel von Eisen, ihr Schweif von Federn, sie brachte den Tod.

P. Der Soldat kennt sie.

A. Was ist ein Soldat?

P. Die Vormauer des Reichs, das Schrekken der Feinde, ein ehrenvoller Sklav.

A. Was ist und ist auch nicht?

P. Nichts!

A. Wie ist das möglich?

P. Dem Namen nach ist es, der Sache nach ist es nicht.

A. Was ist ein stummer Bothe?

P. Der Brief, den ich in meiner Hand habe.

A. So lies ihn.

XV.

Briefstyl zu Karls des Großen Zeiten.

Aus Alcuins Briefe, nach der ältern Pariser Ausgabe, die freilich außerordentlich fehlerhaft ist. Die correctere, welche zu St Gallen herausgekommen, war mir nicht zur Hand. Der Brief Alcuins ist an Kaiser Karl den Großen geschrieben, als er gegen die Sachsen zu Felde lag, von deren Grausamkeit man an Karls Hofe, laut mehrern Briefen Alcuins, schreckliche Begriffe hatte. Alcuin pflegte in seinen Briefen dem Kaiser Karl stark zu schmeicheln, und nennte ihn seinen lieben David, womit damals alles mögliche gesagt war. Da er indessen glauben konnte, einerlei Geruch werde dem Kaiser endlich zuwider seyn, so fieng er an, Karln mit dem weisen Salomo zu vergleichen, zu welchem die Königin aus Saba kam, um seine Weisheit zu hören. Der Kaiser, dem es an Witz nicht gebrach, hatte ihr auf dieses Lob zu verstehen gegeben, es lä-

ge nur an ihn, seinen gerühmten Salomo zu sehen. Er würde ihm einen großen Dienst erweisen, wenn er zu ihm ins Lager kommen wollte. Wie wenig der beherzte Magister Artium Lust hatte, den Sachsen, gegen welche er sonst mit großen Muth die geistlichen Waffen gebraucht, zu nahe zu kommen, und wie artig er diesen Antrag Carls abgelehnt, lehrt der folgende Brief. Seine Schreibart ist so geschraubt, daß es nicht möglich ist, ihn wörtlich zu übersetzen. Um indessen ein Beispiel des Briefstyls aus dem unvergleichlichen Zeitalter der Substantiven zu geben, übersetze ich ihn so treu als möglich:

— — In Betreff der vorgeschlagnen Reise sind mir die honigsüßen Zeilen Eurer liebreichen Majestät zugekommen, in welchem Ihr sehr weislich auf das Verlangen meiner Kleinigkeit antwortet. Ich habe an den Worten Eurer Lieblichkeit, wie an einem Honigkuchen gesäugt. Er war mit Wahrheit und Heiterkeit geschrieben, und ich habe den Schöpfer für Eure Weisheit und Herablassung gelobt, da ihr das Brieflein unsrer Ungeschicklichkeit, nicht nur lesen, sondern auch beantworten wollen. Eure Gütigkeit hat meine Worte wiederholt, daß die Königin von Saba gekommen, die Weisheit Salomonis zu hören, und daß diejenigen glücklich zu preisen seyen, welche stets seine Weisheit hören könnten, und davon Gelegenheit hergenommen, mich, wenn Gott und meine Gesundheit es verstatteten, zu der hohen Glückseligkeit das Angesicht

Eurer Herrlichkeit anzuschauen, einzuladen. Aber Eure Barmherzigkeit geruhe zu bedenken, daß die Glückseligkeit, welche die Königin des Mittags so sehr pries, nicht im Lande der Philister, (der Sachsen) sondern in Jerusalem, der Wohnung des Friedens, zu finden war. Daher bitte ich auch demüthig, daß dieses Glück Eurem Dichter im Lande des Friedens, nicht im Lande der Zwietracht und des Kriegs zu Theil werden möge. Was nutzt der kranke Dichter im Kriege? der Hase unter die wilden Schweine? das Lamm unter den Löwen? Nach dem göttlichen Gebote bleibe der Furchtsame zu Hause, damit seine Furcht die Uibrigen nicht anstecke. Darum schreibt Virgil an August:

Du jagst das Wild, ich hüte die Netze. —

Möge diese meine Bitte in Eurem frommen Herzen Erhörung finden; möge es Euch gefallen und mir erlaubt seyn dem Triumphzuge Eurer Herrlichkeit mit Palmen in den Händen, und mit Chören singender Knaben entgegen zu eilen, in Jerusalem, im Tempel vom weisen Salamo erbaut vor dem Angesicht Eurer Herrlichkeit zu stehen und auszurufen: Gelobet sei der Herr unser Gott, der den geliebten David mit Heil und Ehre zu seinen Knechten zurückgeführet hat — —

XIV.

Schlußanekdoten.

Der griechische Kaiser Leo Is. pflegte des Nachts in seinem Pallast umherzugehen, um zu sehen, ob die Wachen munter wären. Bei einem solchen Umgange fand er einst, daß sich eine Wache eingeschlossen und vermuthlich dem Schlafe überlassen hatte. Er schob mit einem Holz den Riegel von der Thür und gieng leise hinein. Eilf davon schliefen; der zwölfte, der den Kaiser kommen hörte, stellte sich zwar auch, als ob er schliefe, hielt aber die Hände vors Gesicht und beobachtete alles, was der Kaiser vornahm. Dieser schob jedem der Schlafenden ein Goldstück vorn ins Kleid, entfernte sich leise, und schloß auch die Thüre wieder zu. Kaum war er fort, so gieng der, welcher gewacht hatte, umher, nahm jedem sein Goldstück aus dem Busen und legte sich zur Ruhe. Der Kaiser, der

auf den Erfolg des Spaßes begierig war, ließ gleich am Morgen die zwölf Soldaten kommen, und befahl ihnen, daß jeder seinen Traum von der letzten Nacht und zugleich was ihm beim Erwachen begegnet wäre, getreu erzählen sollte. Aber keiner konnte sich seines Traums erinnern. Alle behaupteten einstimmig, daß ihnen beim Erwachen nichts begegnet wäre, und daß die Frage des Kaisers sie in Erstaunen setze. Dieser konnte an seinem Theile gar nicht begreifen, wie sie alles abläugnen konnten und glaubte, sie thäten es mit Vorsatz; er ward daher äußerst aufgebracht gegen sie, und drohete sie alle niederstoßen zu lassen. Endlich trat der, welcher gewacht hatte, hervor und sprach mit tiefer Ehrerbietung: Gnädigster Herr! ich glaube wohl, daß meine Kameraden nichts sonderliches geträumt, und auch beim Erwachen nichts merkwürdiges gesehen haben. Aber ich habe einen so angenehmen und merkwürdigen Traum gehabt, als noch nie in meinem Leben; einen Traum, wie ich mir ihn alle Nächte wünschte. Mir träumte nämlich, alle meine Kameraden schliefen; und ich stellte mich blos, als ob ich schliefe. Da öffnete Ew. Majestät ganz leise mit einem Hölzchen die Thür, steckte jedem von uns, so wie mir selber, ein Goldstück ins Kleid und gieng wieder fort. Ich stand auf, und als ich sahe, daß meine Kameraden noch fest schliefen, nahm ich die Goldstücke samt und sonders in meine Verwahrung. Dieser kleine Diebstahl gieng

freilich nicht ohne Gewissensbisse ab, aber die Zahl zwölf beruhigte mich; ich hatte dabei den gottseligen Gedanken, daß es zwölf Apostel gegeben hätte, und ich mich, so lange diese zwölf Goldstücke in meinem Beutel wären, an diese frommen Männer erinnern könnte. Ich werde es in meinem Leben nicht vergessen, wie mich der Traum erfreuet hat. Möchte es doch Ew. Majestät gefallen, ihm keine böse Deutung zu geben; denn ich sehe, daß ich mich gut auf Träume verstehe. Bei dieser Antwort brach der Kaiser in ein lautes Gelächter aus und sagte: Ich habe zwar vorher von deiner Geschicklichkeit eben nichts gehört, aber ich sehe jetzt doch, daß du deiner Sache gewiß bist. Behalte das Geld für deine Wachsamkeit.

Luitprand T. I.

Gute Mine zum bösen Spiel. Eine Probe weiblicher Folgsamkeit.

Eines Tages sagte Jugunda, die Gemahlin des Königs Chlotar, zu ihrem Gemahl, der eben bei Laune war, daß sie längst gewünscht hätte, er möchte ihrer Schwester einen angesehenen und reichen Mann verschaffen und sie bäte ihn für heute nochmals darum. Der König, der seine Frau sehr liebte, versprach es ihr. Noch an demselben Tage reiste er fort, ohne jemand zu sagen wohin, und

zwar gerade auf das Landgut, wo sich die Schwester der Königin aufhielt. Er eröffnete ihr seinen Entschluß, sie zu heirathen, und die Hochzeit wurde vollzogen. Bei seiner Zurückkunft sagte er zu seiner Gemahlin: Lieber Schatz, ich bin deinem Wunsche nachgekommen und habe deiner Schwester den vornehmsten und reichsten Mann in meinem ganzen Reiche verschaft. — Vortreflich! erwiederte die Königin; ich preise meine Schwester glücklich, ehe ich noch weis, wer er ist. — Kannst du gut rathen? — Sie nannte die vornehmsten Herren des Landes —

Nichts! du wünschtest ihr den reichsten und vornehmsten Herrn im Lande, den habe ich ihr gegeben; konnte ich doch keinen vornehmern auftreiben als — mich selbst, und glaube, du wirst nichts dagegen haben. Mein Herr thue, was seinen Augen wohlgefällt, nur möge deine Magd ferner Gnade finden vor deinem Angesicht, erwiederte Jugunda mit Ergebung. — NB. Die Könige hatten damals mehrere Weiber.

Gregor von Tours.

Nur der ist ein guter Christ, sagt ein Sittenprediger der mittlern Zeit, der fleißig zur Kirche kommt und die Opfer bringt, welche Gott auf sei-

nem Altar geopfert werden müssen; der die Früchte seiner Arbeit nicht eher anrührt, als bis er Gott die Erstlinge davon gebracht hat; der, wenn die Festtage kommen, sich etliche Tage von seinem Weibe entfernet und keusch lebt, damit er sich mit reinem Herzen dem Altare Gottes nähern, ein andächtiges Vater unser und den christlichen Glauben beten könne. Rettet also eure Seelen vom Verderben, da ihr des noch die Macht habt; kommt fleißig in die Kirche, rufet die Heiligen um ihren Schutz an, und opfert den Geistlichen und Kirchendienern Geschenke und Zehenden. Denn wenn ihr diese Dinge beobachtet, so könnet ihr am Tage des Gerichts mit Freudigkeit vor dem Weltrichter erscheinen und sagen:

Gieb uns, o Herr, denn wir haben gegeben! —

d'Achery Spicil. vett. Scr. vol. II.

Folgende auffallende Druckfehler beliebe man vor Lesung des Buchs zu verbessern.

Seite 3. Not. statt Giamnore lies Giannone.
— 9. Zeile 7. st. die l. diese.
— 19. Z. 4. st. la Till. l. du Till.
— 20. Z. 6. st. Unterdialamer l. Unterdiakonen.
— 24. Not. st. Ml. l. Menschen.
— 26. Z. 2. von unten, st. auf l. aß.
— 28. Z. 10. st. Werk l. Wort.
— 32. Z. 5. st. Lapyre l. Langre.
— 38. Z. 2. v. u. st. überredet l. überlegte.
— 55. Z. 7. st. sei l. die Ehe.
— 69. Z. 1. st. ein l. einen.
— 72. Z. 6. v. u. st. Läsel l. Tasel.
— 92. Z. 14. st. denselben l. dasselbe.
— 103. Z. 2. v. u. nach Bischöffe schalte man ein: ihre Sitze.
— 122. Z. 16. st. Antabia l. Antakia.
— 139. Z. 3. st. sie mußten l. mußten sie.
— 141. Z. 2. st. hineingiengen l. hineingieng.
— 146. Z. 11. v. u. st. Vertheitigung l. Vertheidigung.
— 149. Z. 10. v. u. nach zeigte schalte man ein: sich.
— 150. Z. 9. st. Lombardes l. Lombarder.
— 150. Z. 6. v. u. st. seine l. seiner.
— 168. Z. 12. v. u. st. ausbreite l. ausbreiten.
— 173. Z. 10. v. u. st. Feide l. Feinde.
— 177. Z. 1. st. Bauernaufzug l. Brautaufzug.

500.-

Apr 21 - 84

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Bauer, Johann C. / Migne, Jacques Paul / Montfaucon, Bernard de

Das Mittelalter und die Ritterzeiten nicht wie sie seyn konnten, sonder wie sie waren ; Fragmente zur nähern Kenntniß jener Zeiten

Leipzig 1800

H.misc. 18 o
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10737490-5
VD18 14642220-001